

Zeit & Schrift

Erziehung

**»Ich bin ein
Jerusalemer«**



Editorial

- 3 MFI**
Horst von der Heyden

Bibelstudium

- 4 Das Angesicht Gottes**
Hanswalter Giesekeus

Bibel im Alltag

- 10 »Ich bin ein Jerusalemer« (Psalm 87)**
Ulrich Müller
- 18 Offenbarte Wahrheit – geistlich angewandt**
William Kelly

Erziehung

- 20 Erziehung (1): Herausforderung in schweren Zeiten**
Horst von der Heyden
- 26 Auf den Treibstoff kommt es an ...**
Wolfgang Vreemann
- 28 Vorstaatliche Menschenrechte**
Hartmut Kretzer

Lebensfragen

- 32 Das Leben ist zerbrechlich**
Karl Otto Herhaus

Vor-Gelesen

- 35 1×1 des Betens**
Jochen Klein

Die Rückseite

- 36 Eine Handlangerin Gottes**
Friedrich von Bodelschwingh

Zeit & Schrift

18. Jahrgang 2015

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Layout:

Wolfgang Schuppener

Versand:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

MFI

Zugegeben, ich bin kein Kirchenfachmann. Von daher bitte ich um Nachsicht, wenn ich die Frauenkirche in Dresden vorschlage. Es gibt möglicherweise bedeutendere, aber die kenne ich nicht – deshalb die Frauenkirche.

Wieso ist eigentlich keiner darauf gekommen, den europäischen Muslimen in Deutschland eben diese Frauenkirche anzubieten? (Vielleicht hätte man auch den Kölner Dom nehmen können – aber der ist ja katholisch und deshalb wohl weniger gefährdet.) Das wäre doch mal ein Signal gewesen für christliche Toleranz und Nächstenliebe. Zumal sich dadurch auch die Suche nach einem potenten Geldgeber aus dem Emirat Katar erübrigt hätte. Die rund 38 Millionen hätte der dann einsparen und für andere muslimische Projekte (gerne auch in Deutschland) verwenden können. Hier hat man eine echte Chance vertan, zumal wegen der rapide ansteigenden Kirchaustritte demnächst eh viele Kirchenhäuser leer stehen werden.

So bleibt nichts anderes übrig als ein Neubau. Mitten in München. Das »Münchener Forum für Islam« (MFI) soll ein Ort sein, »an dem Muslime ihre religiösen Traditionen im Sinne von Demokratie und Menschenrechten pflegen und weiterentwickeln«¹ können.

Das geplante Forum dient also der Pflege und Weiterentwicklung der religiösen Tradition. Nicht etwa der jüdischen oder gar der christlichen, nein, explizit der muslimischen Religion. Das ist zwar nicht verwunderlich – weil es sich ja schließlich um ein islamisches Forum handelt –, aber zu beachten, wenn es darum geht, wer bei der Planung und Umsetzung dieses Forums mitwirkt.

Der unbedarfte Leser stutzt jedenfalls, wenn er liest, dass der oberste Repräsentant der evangelischen Kirche Deutschlands es sich nicht hat nehmen lassen, im Kuratorium dieses Forums mitzuwirken. Man muss sich das vergegenwärtigen: Ein Kirchenmann der ersten Reihe, in Personalunion bayerischer Landesbischof, unterstützt aktiv den Bau eines Zentrums zur Pflege der islamischen Religion. Oder sollte

man politisch korrekt sagen, der islamischen Brüder und Schwestern?

Dass er Gegenwind bekommen würde, musste ihm klar sein – war es auch. Aber unerschütterlich hat er jegliche Kritik an seinem Tun zurückgewiesen und seine Mitarbeit im Kuratorium verteidigt. Und da war er in guter Gesellschaft, denn verteidigt haben dies auch namhafte Protestanten: der Vorsitzende der Deutschen Evangelischen Allianz etwa oder der frühere Leiter des Kirchenrechtlichen Instituts der EKD. Letzterer bezichtigt sogar diejenigen der Verleumdung, die in der Mitarbeit des Ratsvorsitzenden eine Vermischung von Christentum und Islam erkennen. Er jedenfalls kann das nicht so sehen. Vielmehr erkennt er in der Mitarbeit den Gehorsam gegenüber dem biblischen Gebot, sich um die Belange der »Fremden zu kümmern, die in deinen Toren sind«.²

Darauf muss man erst mal kommen! Mit »Fremden«, denen in der Heiligen Schrift immer eine besondere Fürsorge galt, waren aber nicht solche gemeint, die für 38 Millionen in München ein Forum bauen können. Darunter sind schon eher die zu verstehen, die aktuell zu Tausenden an unseren Grenzen stehen und auf Hilfe warten.

Horst von der Heyden

1 Michael Diener auf seiner Facebook-Seite (zitiert nach *idea-Spektrum* 33–34/2015, S. 8)

2 Zitiert ebd.

Das Angesicht Gottes

»Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen!«

(2Mo 33,18)



Es gibt Schriftworte, die einen ein ganzes Leben lang – in meinem Fall konkret: über mehr als 60 Jahre hin – nicht wieder loslassen wollen. Dabei meine ich nicht solche wie etwa Joh 3,16 oder 14,1–3, die natürlicherweise einen unverzichtbaren Teil der »eisernen Ration« an geistlichem Proviant auf dem Pilgerweg zur ewigen Heimat ausmachen, sondern eines wie das vorangestellte Leitwort, das Mose an den HERRN richtete, wenn er darum bat, sein *Angesicht* sehen zu dürfen.

Vorbemerkung

Das Wort *Angesicht* (*Antlitz*; hebr. *panim*; griech. *prosopon*) kommt sowohl im Alten als auch im Neuen Testament in vielfältiger Bedeutung vor, z. B. für das Gesicht, für das Aussehen oder für die ganze Person des Menschen, aber auch für die zugewandte Seite der Erdoberfläche oder das Aussehen des Himmelsgewölbes. In diesen Bedeutungen wird der Begriff jedoch im Folgenden nicht behandelt.

Es soll hier vielmehr um das *Angesicht Gottes* gehen als die den Menschen betreffende Seite Gottes, wie sie sich entweder als gnädige Zuwendung oder aber als enttäuschte Abwendung äußert. So bedeutet Gottes über Israel erhobenes und leuchtendes *Angesicht* Heil und Segen (4Mo 6,24–26; vgl. Ps 80,4; Dan 9,17), sein verhülltes *Angesicht* jedoch Entzug der Gnade; es kennzeichnet die Wirksamkeit von Gottes Handeln entweder als das Glück der Gottesgemeinschaft (vgl. Ps 27,8; 100,2) oder als das Leiden unter seinem Zorn bzw. seiner Züchtigung und Erprobung (vgl. 5Mo 31,17f.; 32,20; Ps 44,25; 88,15).

In der Gestalt eines »Engels des HERRN« oder einer ähnlichen Erscheinungsweise lässt sich Gott im Alten Testament bei nur ganz wenigen Gelegenheiten sehen. So kann etwa Jakob-Israel nach langem nächtlichem Ringen mit dem »Mann« am Jabbok den Ort dieses Kampfes »Pnuel« (d. h. Angesicht Gottes) nennen: »*denn ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist gerettet worden!*« (1Mo 32,31; vgl. 1Mo 16,7–14; 2Mo 24,9–11; 5Mo 5,4; Ri 6,22f.; 13,3–23). Dagegen ist es stets wohlgefällig vor ihm, wenn seine Frommen vor allem im Tempelgottesdienst sein *Angesicht* suchen, wenngleich damit in der Regel keine *körperliche* Erscheinung oder Wahrnehmung verbunden ist (vgl. Ps 24,6; 42,3; 68,4f.; 105,4).

Gottes Offenbarung am Sinai

Wir kennen alle die Vorgeschichte: Der HERR hatte sein erwähltes Volk »*mit starker Hand und ausgestrecktem Arm*« (vgl. 5Mo 5,15; Ps 136,11f.) aus der Sklaverei Ägyptens befreit und sie unter der Führung Moses in die Wüste Sinai gebracht. Nachdem das Volk dort auf die Proklamation Gottes betreffend seinen Besitzanspruch auf sie als ein Königreich von Priestern und eine heilige Nation feierlich erklärt hatte: »*Alles, was der HERR geredet hat, wollen wir tun!*« (2Mo 19,8; vgl. 24,3,7), ruft er Mose auf den Berg, um ihm das Gesetz, insbesondere aber die beiden Tafeln mit den Zehn Geboten zu geben. Als Mose jedoch vierzig Tage auf dem Berg verbleibt, verleugnet das Volk sein zuvor gegebenes Versprechen, und nachdem sie Aaron überredet haben, ein Götterbild in

Gestalt eines goldenen Kalbes zu machen, ergeben sie sich dem Götzendienst nach der Weise der sie umgebenden heidnischen Völker.

Mose widersteht der Versuchung von Seiten Gottes

Der HERR unterrichtet Mose bereits auf dem Berg über den Abfall des »halsstarrigen Volkes« und kündigt sein Gericht über dieses an: »*Und nun lass mich, dass mein Zorn gegen sie entbrenne und ich sie vernichte, dich aber will ich zu einer großen Nation machen*« (2Mo 32,10). Das bedeutet für Mose eine große Versuchung. Könnte er nicht antworten: »Ja, wenn das dein heiliger Wille ist, so kann ich dem als einer großen Gnade nur dankbar zustimmen!«? Aber er sagt nichts dergleichen, sondern stattdessen fleht er: »*Wozu, HERR, entbrennt dein Zorn gegen dein Volk, das du mit großer Kraft und starker Hand aus dem Land Ägypten herausgeführt hast? Wozu sollen die Ägypter sagen: In böser Absicht hat er sie herausgeführt, um sie im Gebirge umzubringen und sie von der Fläche des Erdbodens zu vertilgen?*« (2Mo 32,11f.).

Beachten wir, mit welcher Begründung Mose dieser Versuchung von Seiten Gottes begegnet: Er behaftet ihn bei seiner Ehre gegenüber den Feindvölkern und bei seiner Treue bezüglich der den Vätern gegebenen Verheißung (vgl. 2Mo 32,13). Der HERR kann auch durch eine noch so große Sünde des Volkes nicht davon entbunden werden, dass *dieses Volk sein Volk* ist. Gott lässt sich durch solche Argumente widerstandslos überzeugen: »*Da gereute den HERRN das Unheil, von dem er gesagt hatte, er werde es seinem Volk antun*« (2Mo 32,14).



Mose bietet sich als Sühnopfer an

Mose kommt von dem Berg herab, zerschmettert beim Anblick des zuchtlosen götzendienerschen Treibens die Gesetzestafeln, verbrennt und zermalmt das Kalb und befiehlt den treu gebliebenen Söhnen Levis, Gericht an ihren treulos gewordenen Brüdern und Freunden und Verwandten zu üben (vgl. 2Mo 32,15–29). Aber dann steigt er am folgenden Tag wieder zu dem HERRN hinauf, um Sühnung für die Sünde des Volkes zu erwirken. Er bittet: *»Ach, dieses Volk hat eine große Sünde begangen. Sie haben sich einen Gott aus Gold gemacht. Und nun, wenn du doch ihre Sünde vergeben wolltest! Wenn aber nicht, so lösche mich doch aus deinem Buch, das du geschrieben hast, aus«* (2Mo 32,31f.).

In was für eine Nähe zu Jesus, dem wahren Sühnopfer, gerät doch Mose mit diesem Angebot, sich als stellvertretendes Opfer darzubieten!¹ Es verwundert nicht, dass der HERR auf dieses Anerbieten nicht eingeht: *»Wer gegen mich gesündigt hat, den lösche ich aus meinem Buch aus«* (2Mo 32,33) – er wird ein solches nur ein einziges Mal letztgültig an seinem Erwählten vollziehen, aber Mose wird später, zusammen mit Elias, schon zuvor gewürdigt werden, auf dem Berg der Verklärung unterrichtet zu werden *»über seinen Ausgang, den er [Jesus] in Jerusalem erfüllen sollte«* (Lk 9,30f.).

Mose weigert sich, das Volk weiter zu führen, wenn der HERR nicht selbst mitgeht

In der Folge veranlasst Mose das Volk, als Zeichen der Buße seinen Schmuck abzulegen, und er rich-

tet das »Zelt der Begegnung« außerhalb des Lagers auf, sodass jeder, der den HERRN suchen will, aus dem durch den vorangegangenen Götzendienst verunreinigten Lager hinausgehen muss. Der HERR selbst redet dort mit Mose *»von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freund redet«* (2Mo 33,11).

Der HERR hatte Mose beauftragt, das Volk weiter unter dem Schutz eines Engels in das gelobte Land zu führen, er selbst aber würde nicht mit hinaufziehen, um sie nicht wegen ihrer Halsstarrigkeit auf dem Weg vernichten zu müssen. Aber Mose erkennt wiederum die darin versteckte Versuchung und weigert sich, darauf einzugehen. Stattdessen sagt er zu dem HERRN: *»Siehe, du sagst zu mir: Führe dieses Volk hinauf! – aber du hast mich nicht erkennen lassen, wen du mit mir senden wirst, wo du doch selbst gesagt hast: Ich kenne dich mit Namen, ja, du hast Gunst gefunden in meinen Augen. Und nun, wenn ich also Gunst gefunden habe in deinen Augen, dann lass mich doch deine Wege erkennen, sodass ich dich erkenne, damit ich Gunst finde in deinen Augen, und bedenke, dass diese Nation dein Volk ist!«* (2Mo 33,12f.).

Und auch dieses Mal gibt der HERR wieder nach und sagt seine weitere Führung zu: *»Mein Angesicht wird mitgehen und dich zur Ruhe bringen«* (2Mo 34,14). Und er wird auch auf den damit verbundenen inständigen Wunsch eingehen, Israel als sein Volk vor jedem anderen Volk ausgezeichnet sein zu lassen (vgl. 2Mo 34,15–17).

1 Wir finden ein ähnliches Verlangen nur noch ein einziges weiteres Mal im Neuen Testament, nämlich bei Paulus, der gewünscht hatte, *»verflucht zu sein von Christus weg«* für seine Brüder, seine Verwandten nach dem Fleisch, die Israeliten (Röm 9,3f.).

Mose begehrt die Herrlichkeit Gottes zu sehen

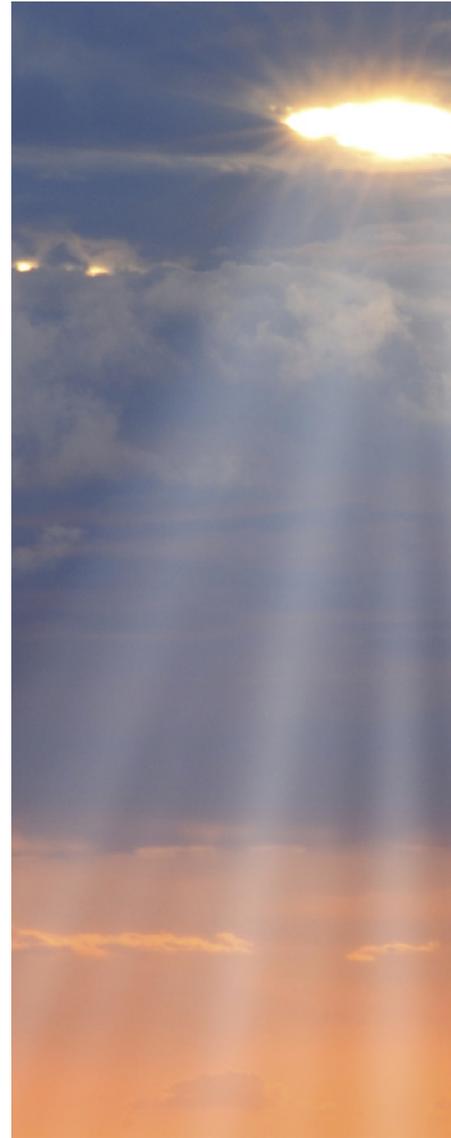
Mose ist von Gottes Zuwendung so überwältigt, dass er ihn bittet, seine Herrlichkeit sehen zu dürfen (vgl. den vorangestellten Leitvers 2Mo 33,18). Das übergreift die ihm bisher gewährte Nähe als vertrauter Freund und Gesprächspartner weit. Denn *Herrlichkeit* (Ehre; hebr. *kabod*; griech. *doxa*) bedeutet unmittelbare Ausstrahlung von des HERRN (Jahwes) gottheitlichem Wesen, umschließt seine Eigenschaften wie Allgegenwart, Allwissenheit, Allmacht, Allwirksamkeit, die Mose zuvor nur in ihren verschiedenen Teilwirkungen wahrgenommen hatte. Sie bedeutet in etwa das, was Paulus durch den Geist als das eigentlich Unbegreifbare bezüglich Gottes Herrlichkeit später in die Worte zu fassen versuchen wird: »... der selige und alleinige Machthaber, der König der Könige und Herr der Herren (oder: derer, die herrschen), der allein Unsterblichkeit hat, der ein unzugängliches Licht bewohnt, den keiner der Menschen gesehen hat noch sehen kann, dem Ehre sei und ewige Macht!« (1Tim 6,15f. ÜEÜ²).

Es nimmt darum nicht wunder, dass der HERR einer solchen Bitte in der von Mose geäußerten Form nicht entsprechen wird: »Du vermagst nicht mein Angesicht zu sehen, denn nicht kann ein Mensch mich sehen und leben« (2Mo 33,20 ÜEÜ). Aber er lässt es nicht dabei bewenden, sondern versichert ihm stattdessen: »Ich werde alle meine Güte vor deinem Angesicht vorübergehen lassen und den Namen des HERRN (Jahwes) vor dir ausrufen; und ich werde begnadigen, wen ich begnadigen werde, und werde mich er-

barmen, wessen ich mich erbarmen werde« (2Mo 33,19 ÜEÜ). Wenig später wird dies dann auch geschehen, wenn Gott zu Mose herabsteigt und im Vorübergehen seinen Namen ausrufen lässt: »HERR, HERR, Gott, barmherzig und gnädig, langsam zum Zorn und groß an Güte und Wahrheit (oder: Treue), der Güte bewahrt auf Tausende hin, der Ungerechtigkeit, Übertretung und Sünde vergibt – aber keinesfalls hält er für schuldlos den Schuldigen –, der die Ungerechtigkeit der Väter heimsucht an den Kindern und Kindeskindern, an der dritten und an der vierten Generation« (2Mo 34,6f. ÜEÜ; vgl. Ps 86,15; 103,8; 145,8).

Aber davor ergeht noch eine völlig unerwartete Weisung an Mose: »Siehe, es ist ein Ort bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Und es wird geschehen, wenn meine Herrlichkeit vorübergeht, so werde ich dich in die Felsenkluft stellen und meine Hand über dich decken, bis ich vorübergegangen bin. Und ich werde meine Hand wegtun, und du wirst mich von hinten sehen; aber mein Angesicht soll nicht gesehen werden« (2Mo 33,21–23 ÜEÜ).

Hier kommt es auf jedes Wort an: Der besagte Ort bedeutet ja nicht irgendeinen irdischen Platz, sondern einen solchen bei Gott, auf einem Felsen und mit einer Felsenkluft versehen. Der HERR selbst wird Mose in diese Felsenkluft stellen und seine Hand schützend über ihn decken, wenn er in seiner unerträglichen richterlichen Herrlichkeit vorübergeht. Erst nach diesem »Vorübergehen« kann Mose hinter dem HERRN hersehen, wohingegen er sein Angesicht zwar als das seines Freundes, nicht aber als des »seligen und alleinigen Macht-



² Überarbeitete Elberfelder Übersetzung, Hückeswagener Ausgabe 2005.



habers« in seiner irdischen Existenz zu sehen vermag.

Hier öffnet sich für einen Augenblick nichts weniger als eine Fernsicht auf das Golgatha-Geschehen – im Bild des Felsens, welcher der Christus ist und in dem ein Ort der Geborgenheit gefunden wird – und auf das unbegreifliche Gerichtshandeln Gottes in jener Finsternis des Sühnungsgeschehens am Kreuz, in dem er an uns, den eigentlich Schuldigen, schonend vorübergeht und das er uns als die Frucht des Leidens und Sterbens und der darauf folgenden Auferweckung und Erhöhung Jesu Christi vermittelt der Salbung unserer Augen durch den Heiligen Geist »von hinten« sehen lässt.

Das Angesicht Moses strahlt

Mose verweilt noch einmal vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Berg Sinai. Er empfängt dort von Gott auf zwei neu ausgehauenen Tafeln wiederum die »zehn Worte des Bundes«, und Gott schließt (wörtlich: macht) aufgrund dieser Worte erneut einen Bund mit Mose und mit Israel (vgl. 2Mo 34,10.27f.). Als nun Mose von dem Berg herabgestiegen ist, da strahlt – als Folge davon, dass er mit Gott geredet hat – »die Haut seines Angesichts«. Er selbst weiß dies nicht, wohl aber sehen es »Aaron und alle Kinder Israels«, und sie fürchten sich, ihm nahe zu kommen (2Mo 34,29–32). Mose legt deshalb eine Decke auf sein Angesicht, wenn er zu ihnen redet, aber er nimmt diese Decke wieder ab, wenn er vor den HERRN hineingeht, um – aufs Neue angestrahlt von seinem Licht – mit diesem zu reden (2Mo 34,33–35).

Gottes Herrlichkeit im Angesicht Jesu Christi

In den Berichten des Neuen Testaments ist die Herrlichkeit Jesu Christi als Erweis herrschaftlicher Gewalt meist unter der Demut und Niedrigkeit seiner Knechtsgestalt verdeckt, wenngleich seine moralische Herrlichkeit als Mensch in ihm umso reiner geschaut wird. Aber völlig verborgen bleiben kann sie dennoch nicht. So wird Johannes schon in der Einleitung seines Evangeliums bezeugen: »Wir haben seine Herrlichkeit angeschaut, eine Herrlichkeit als eines Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit« (Joh 1,14). Und diese Herrlichkeit leuchtet dann immer wieder einmal zeichenhaft auf (vgl. z. B. Joh 2,11) oder wird den Jüngern bei besonderen Gelegenheiten offenbart, so in einzigartiger Weise auf dem Berg der Verklärung (Lk 9,32), wo sie Zeugen davon sein dürfen, wenn Jesu Angesicht leuchtet wie die Sonne (Mt 17,2).

Aber auch gerade das Geschehen, bei dem Jesu Herrlichkeit in tiefster Verborgenheit verhüllt ist, wo er als der von Gott Verlassene für unsere Sünden gerichtet wird, verwandelt sich zum Ursprung seiner höchsten Offenbarung, nämlich als seine Auferweckung durch die Herrlichkeit des Vaters (Röm 6,4) und die Erhöhung zu seiner Rechten in den himmlischen Räumen (Eph 1,20). An dieser Stelle bietet sich ein unmittelbarer Vergleich mit dem Dienst Moses an: »Christus ist nicht hineingegangen in ein mit Händen gemachtes Heiligtum, ein Abbild des wahren Heiligtums, sondern in den Himmel selbst, um jetzt vor dem Angesicht Gottes für uns zu erscheinen« (Hebr 9,24).

Paulus führt einen solchen Vergleich dann noch weiter, indem er feststellt: »Wir tun nicht wie Mose, der eine Decke über sein Angesicht legte, damit die Söhne Israels nicht auf das Ende des Vergehenden [nämlich des Strahlens seines Angesichts] blicken sollten« (2Kor 3,13). Und er überträgt dieses Bild noch weiter auf den gegenwärtigen Zustand des Volkes selbst: »Aber ihr Sinn ist verstockt worden, denn bis auf den heutigen Tag bleibt dieselbe Decke auf der Verlesung des Alten Testaments und wird nicht aufgedeckt, weil sie nur in Christus beseitigt wird ... Dann aber, wenn es sich zum Herrn wendet, wird die Decke weggenommen« (2Kor 3,14.16).

Und er stellt dem die unbegreifliche Feststellung gegenüber: »Wir alle aber schauen mit unverdecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn an (oder: spiegeln [sie] wider) und werden so verwandelt in dasselbe Bild von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, wie es vom Herrn, dem Geist, geschieht« (2Kor 3,18). Das Anschauen ist also mit einer Verwandlung in das Bild Christi selbst verbunden. Es bedeutet Neuschöpfung, Wiedergeburt, Erkenntnis Gottes: »Denn Gott, der gesagt hat: »Aus Finsternis wird Licht leuchten!«, er ist es, der in unseren Herzen aufgeleuchtet ist zum Lichtglanz der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi« (2Kor 4,6).

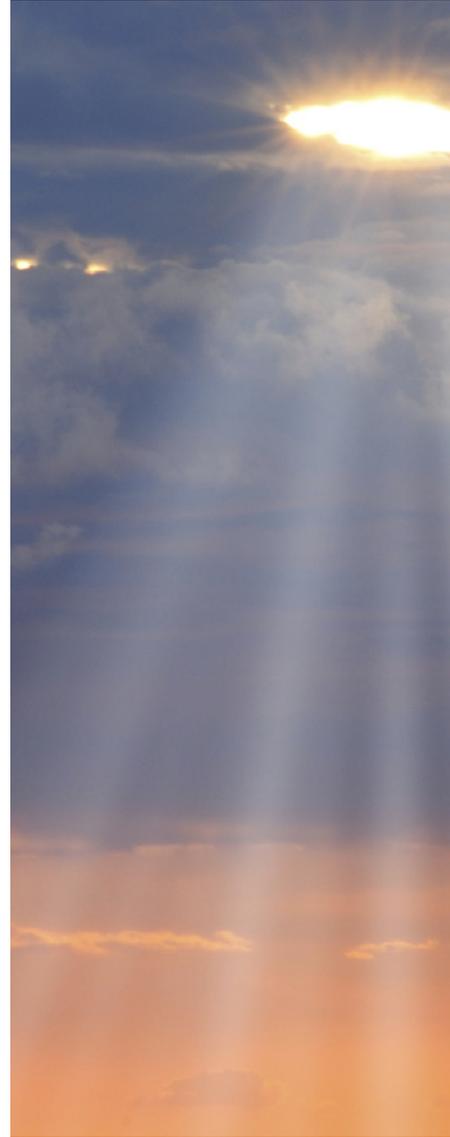
Dies ist für den Glauben schon gegenwärtige Wirklichkeit, zugleich aber das Erwarten ihrer zukünftigen Vollendung: »Denn wir sehen jetzt mittels eines Spiegels, undeutlich, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt worden

bin« (1Kor 13,12). Und ganz zuletzt weitet sich der Blick dann noch über den Kreis der verherrlichten Gemeinde hinweg auf alle während aller Haushaltungen (Heilszeiten) erlösten Menschen aus Israel und den Nationen aus, die »im Buch des Lebens des Lammes geschrieben sind« (Offb 21,27) und die im neuen Himmel und auf der neuen Erde vor dem »Thron Gottes und des Lammes« [priesterlich] dienen werden. Von diesen heißt es: »Seine Knechte werden sein Angesicht sehen; und sein Name wird an ihren Stirnen sein ... der Herr, Gott, wird über ihnen leuchten, und sie werden [königlich] herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit« (Offb 22,4f.).

Nicht als Ausdruck irgendeiner Ungewissheit, sondern voll zuversichtlichen Vertrauens in dieses Hoffnungsgut kann der Dichter Otto Riethmüller (1889–1938) in der Vorausschau auf eine gefährvolle Zeit das Lied »Herr, wir stehen Hand in Hand« trostvoll mit dem Vers beschließen:

Herr, wir gehen Hand in Hand,
Wandrer nach dem Vaterland;
lass dein Antlitz mit uns gehn,
bis wir ganz im Lichte stehn.

Hanswalter Giesekus



»Ich bin ein Jerusalemer«

Psalm 87

Immer wieder sieht man Autos, die am Heck einen seltsamen Farbklecks haben – der Aufkleber soll die Insel Sylt darstellen. Manche Autofahrer wollen damit deutlich machen, dass sie dort am liebsten ihre Ferien verbringen. Ob man sich nun den Umriss einer Insel auf das Auto klebt, stolz ein »Berlin, ick liebe dir«-T-Shirt trägt oder mit dem Schlüsselanhänger unmissverständlich »I love New York« signalisiert: Menschen betonen gerne ihre besondere Verbindung zu einem bestimmten Ort. Die gefühlte Verbundenheit geht teilweise so weit, dass man sich der Stadt zugehörig fühlt, auch wenn sie weder Geburts- noch Wohnort ist, weil man sich stark mit dem Lebensgefühl identifiziert, für das sie steht.



Die Betonung einer besonderen Beziehung zu einer Stadt steht manchmal auch für eine Verbindung, die über eine persönliche Betroffenheit weit hinausgeht. »Ich bin ein Berliner« – dieses Zitat John F. Kennedys ging 1963 um die ganze Welt. Natürlich ist Kennedy nicht in Berlin geboren, er hat da nie gelebt. Mit dieser zugespitzten Aussage wollte Kennedy am 26. Juni vor dem Rathaus Schöneberg im Westteil des damals noch geteilten Berlin klarstellen, dass die Vereinigten Staaten West-Berlin angesichts der als bedrohlich empfundenen Insel-Lage keinesfalls alleinlassen würden. Er wollte ausdrücken, dass die westliche Welt sich mit Berlin verbunden weiß: »Alle freien Menschen, wo immer sie leben mögen, sind Bürger Berlins, und deshalb bin ich als freier Mensch stolz darauf, sagen zu können: ›Ich bin ein Berliner!‹«

Kennedy knüpfte in seiner Rede ausdrücklich an ein historisches Vorbild an: Mit dem Satz »civis romanus sum« (»Ich bin Bürger Roms«) berief man sich im römischen Reich auf sein römisches Bürgerrecht. Das stellte einem bestimmte Vorteile und besondere Behandlung sicher (in Apg 22,25–29 wird beschrieben, wie auch Paulus diese Privilegien einfordert).

Ps 87 verfolgt einen ähnlichen Gedankengang – lange vor Kennedy und dem römischen Reich. Er beschreibt perspektivisch weit vorausschauend, dass sich irgendwann einmal alle, die zu Gott gehören, Jerusalem verbunden fühlen und sich mit Fug und Recht als Jerusalemer betrachten werden.

Der Psalm 87 ist sehr knapp und konzentriert formuliert; manche Formulierung erschließt sich nicht gleich auf den ersten Blick. Er gehört »zu den erstaunlichsten, aber auch rätselhaftesten Texten des Alten Testaments«.¹ Manche Ausleger tun sich schwer mit dem Gedankengang und vermuten, die Verse seien »in Unordnung geraten«.² Nicht wenige sortieren über Textumstellungen, über »Legespiele«³ den Psalm um. Der Versuchung, kreativ zu »scrabbeln«⁴, muss man aber nicht nachgeben. In einer sprachlich aktuellen Übersetzung und unter Einbeziehung biblischer Querbezüge erschließt sich die Kernaussage des Psalms eigentlich recht gut.

Es zeigt sich: Als Christen können wir den Psalm auf uns beziehen. Wir können erleben, wie die alte Verheißung für uns in Erfüllung geht. »Ich bin ein Jerusalemer« – das können Christen heutzutage stolz von sich behaupten, darauf können sich gläubige Menschen berufen.

Der Psalm beginnt mit einer Einordnung: Jerusalem ist eine ganz besondere Stadt – für Gott.

1. Jerusalem – Gottes Lieblingsstadt

Verse 1–2: »Von den Korachitern. Ein Psalm. Ein Lied. Auf heiligen Berghöhen hat er sie gegründet – der Herr liebt die Stadt Zion mit ihren Toren, mehr als alle anderen Wohnstätten Jakobs.« (NGÜ)

Der Hügel Zion steht hier für die Stadt Jerusalem mit dem Königssitz und dem Tempelareal. Jerusalem war, als der Psalm geschrieben und vertont wurde, eigentlich nur die eher bescheidene Hauptstadt einer Nation von eher regionaler Bedeutung. Aus biblischer Sicht aber ist und bleibt Jerusalem der Nabel der Welt! Gott hat dieser Stadt bleibende Bedeutung verliehen. Er hat sie nicht nur gegründet, sondern groß gemacht.



1 Manfred Oeming / Joachim Vette: *Das Buch der Psalmen. Psalm 42–89*, Stuttgart 2010, S. 250.

2 Klaus Seybold: »Die Psalmen«, in: *Erklärt – Der Kommentar zur Zürcher Bibel*, hrsg. von Matthias Krieg und Konrad Schmid, Zürich 2010, S. 1227.

3 Hans Brandenburg: *Der Psalter – das Gebetbuch des Volkes Gottes, II. Teil: Psalm 73–150*, Gießen/Basel 1968, S. 65.

4 Oeming/Vette, S. 252.



Jerusalem spielt für Gott immer die »Hauptrolle«. ⁵ Warum?

Gott hat sich »geradezu in sie verliebt«. ⁶ Wobei damit nicht in erster Linie nur Gefühle gemeint sein können. Gottes Liebe zu Jerusalem entspringt eher einer Entscheidung.

Als Gott unter allen Völkern der Erde das Volk Israel als sein Volk, als das Gottesvolk auswählte, tat er es nicht, weil es größer war als andere Völker – war es ja auch gar nicht, im Gegenteil –, sondern um an ihm beispielhaft seine Liebe zu demonstrieren (5Mo 7,6–9; vgl. auch 5Mo 10,14f.). Gottes Ziel war es, zu zeigen, wie es Menschen ergeht, die er liebt und die diese Liebe erwidern.

Dass die an sich kleine Stadt Jerusalem seit mehreren tausend Jahren eine so bedeutende, große Rolle spielt, verdankt sich allein der Tatsache, dass sich Gott mit Jerusalem eng verbunden fühlt. Er hat die Stadt »erwählt«, er hat sie bevorzugt (Ps 78,68f.; 132,13–18) – sie ist und bleibt seine Lieblingsstadt.

Man nannte sie »Davids Stadt«, denn Jerusalem wurde Königssitz, Hauptstadt von Israel. Mehr noch: Jerusalem wurde Gottes Wohnort. Dort stand der jüdische Tempel, dort konnte man Gott begegnen.

Die herausgehobene Rolle Jerusalems setzte sich fort: Später trat Jesus, Gottes Sohn, in Jerusalem auf, außerhalb der Stadtmauer wurde er schließlich gekreuzigt. In Jerusalem kam der Heilige Geist auf die ersten Christen. In Jerusalem entstand die Urgemeinde – der christliche Glaube hat hier vielfältige Wurzeln. »Weil Gott diese Stadt erwählt hat, ist sie Orientierungspunkt und Ankergrund für den schwankenden Menschen, der auf einer unsicheren Erde eine Insel der Rettung sucht.« ⁷

Was genau liebt Gott denn nun an Jerusalem? Besonders hervorgehoben werden in Vers 2 die Tore. Interessant: Der Psalmdichter denkt hier nicht (wie etwa Ps 48,13f.) in erster Linie an die – sicherlich imposante und eminent überlebenswichtige – abgrenzende Stadtmauer. Gott gefallen besonders die *Tore*, also die Zugänge! Der Zugang zur heiligen Stadt steht für den »Zutritt zu Gott«, ⁸ da damals in der Stadt Gottes (und nur dort) der Tempel stand, Gott also aus der Nähe erfahren werden konnte.

Vers 3: »Herrliches ist über dich verheißten, du Stadt Gottes!«

Hier kommt der Psalm in knappen Andeutungen langsam zum Kern. Er beantwortet in den folgenden Versen die Frage, was das Ganze mit uns zu tun hat. Der Psalm, 3000 Jahre alt, ist »im wesentlichen prophetisch«. ⁹ Er blickt in eine Zukunft, die inzwischen schon Gegenwart geworden ist.

Eben hieß es: Jerusalem ist eine besondere Stadt, weil sie Gottes Stadt ist, weil er sie liebt und sich ihr besonders verbunden fühlt. Jetzt wird der Gedanke weitergeführt: Gott hat an ihr beispielhaft seine Liebe gezeigt – um Menschen in aller Welt zu demonstrieren, wie gut das ist, von Gott geliebt zu sein. Das sollte andere einladen, dazuzukommen, zu Gottes Volk zu stoßen. Der Psalm 87 träumt davon – die nächsten Sätze konkretisieren das –, dass Nichtjuden zu Gottes Volk dazugehören möchten, in Gottes Stadt zu Hause sein wollen, weil sie merken: Gottes Nähe tut mir gut. Gott liebt mich. Hier gehöre ich hin! Das ist der »Schlüssel« ¹⁰ zum Verständnis des Psalms.

Der Psalmdichter bezieht sich dabei auf Verheißungen, die Jerusalem

5 Erich Zenger: *Stuttgarter Psalter – mit Einleitungen und Kurzkommentaren*, Stuttgart 2005, S. 231.

6 Erich Zenger: *Psalmen – Auslegungen in zwei Bänden*, Freiburg 2011, S. 623.

7 Dieter Schneider: *Das Buch der Psalmen, 2. Teil*, Wuppertal 1996, S. 202.

8 Schneider, S. 202.

9 Donald Guthrie und J. Alec Motyer (Hrsg.): *Kommentar zur Bibel*, Wuppertal 2008, S. 611.

10 Franz Delitzsch: *Die Psalmen*. Nachdruck der fünften, überarbeiteten Auflage von 1894, Gießen 2005, S. 565.

eine besondere Rolle vorhersagen. Da die zeitliche Einordnung des Psalms nicht ganz eindeutig zu bestimmen ist und der Liederdichter die Verheißung in ihren Kernaussagen zunächst unausgesprochen lässt, bleibt offen, auf welche Aussage im Detail zurückgegriffen wird. Die Stoßrichtung der prophetischen Ankündigungen lässt sich jedoch klar erschließen: Der Prophet Jesaja etwa hat die »herrlichen Verheißungen«, auf die sich Ps 87 denkbar knapp bezieht, ausführlicher beschrieben. Jesaja wagt einen Blick in die endzeitliche Zukunft und hält fest: »Viele Menschen werden dann kommen und sich dem Volk des Herrn anschließen. ›Ich gehöre dem Herrn‹, wird der eine sagen und der andere schreibt es sich sogar auf die Hand. ›Auch ich zähle jetzt zu den Nachkommen Jakobs‹, sagt ein dritter und der vierte legt sich den Ehrennamen ›Israel‹ bei« (Jes 44,5 GNB).

Jesaja beschreibt sehr greifbar, wie einmal Menschen aus allen Völkern nach Zion, nach Jerusalem strömen werden, um dort Gott anzubeten. Jerusalem wird zur Anlaufstation für Heiden werden – also für Nichtjuden, für Menschen, die bis dahin nicht zum Volk Gottes gehörten, aber Gottes Nähe erleben möchten (vgl. auch Jes 2,1–4; 54,1; 60,1–22; 66,18–23; Mi 4,1–3; Sach 2,14f.; 8,20–32). Irgendwann werden gottesfürchtige Menschen aus aller Welt Jerusalem als Hauptstadt, als geistliches Zentrum der Welt anerkennen.

Ganz so weit sind wir noch nicht, dass Jerusalem für alle gläubigen Menschen den Mittelpunkt der Erde darstellt. Aber als gläubige Menschen haben wir schon eine besondere Beziehung zu Gottes Stadt. In den folgenden Versen wird deutlich: Wir sind dort eingebürgert! Jeder Christ ist ein Bürger von Jerusalem! Ich bin ein Jerusalemer!

In Vers 4 ergreift Gott selbst das Wort:

2. Jerusalem – (Neu)Geburtsstadt aller Christen

Vers 4: »Gott sagt zu dirf, Jerusalem]: Ich erkläre feierlich, dass Ägypten und Babel einmal zu denen gehören werden, die sich zu mir bekennen; das gilt auch für das Philisterland, Tyrus und Äthiopien. In all diesen Ländern wird es Menschen geben, von denen es heißen wird: Diese sind dort, in Zion, geboren.«

Vers 4 nennt »markante Beispiele von Ausländern«;¹¹ »die aufgeführten fünf Länder stehen exemplarisch und repräsentativ«¹² für die verschiedenen Himmelsrichtungen: Ägypten (wörtlich Rahab, vgl. Ps 89,10f.; Jes 30,7; 51,9) steht für Israels Feind im Westen, ebenso das Philisterland. Babel steht für das feindliche Nachbarland im Osten und Tyrus für Länder eher im Norden. Äthiopien (wörtlich Kusch) repräsentiert den Süden. Gott sagt: »In all diesen Ländern wird es Menschen geben, von denen es heißen wird: Diese sind dort, in Zion, geboren.«

Wie beschrieben, genoss das Volk Israel exklusiv das Privileg, Gottes Lieblingsvolk zu sein – auch wenn es diesen Segen mal mehr, mal weniger zu schätzen wusste. Immer wieder kamen über die Jahrhunderte Ausländer nach Israel, Menschen auf der Suche nach einer Begegnung mit dem wahren Gott, etwa der syrische Heerführer Naaman (2Kö 5), die Moabiterin Rut (Rt 1,16) oder später der äthiopische Finanzverwalter (Apg 8, 26–40 – der las übrigens bezeichnenderweise den Propheten Jesaja auf seinem Wagen! Ob Philippus ihm auch Jes 56 perspektivöffnend ausgelegt hat?).



11 Schneider, S. 201.

12 Beat Weber: *Werkbuch Psalmen II. Die Psalmen 73 bis 150*, Stuttgart 2003, S. 98f.



Ausländer waren prinzipiell erst einmal ausgeschlossen von der Gottesbegegnung; sie waren nur Zaungäste bei den jüdischen Festen und Gottesdiensten – sie hatten keinen Zutritt zum Tempel. Sie gehörten nicht zum privilegierten Kreis des Gottesvolkes. Sie hatten kein Bürgerrecht. Und natürlich hatten die Israeliten auch gehörige Skepsis vor Menschen, die aus verfeindeten Völkern stammten.

Hier in Ps 87 tritt jedoch »die Rettung der Völkerwelt in den Horizont der Betenden«.¹³ »Israel muss jetzt lernen, dass es noch andere Völker gibt, die in Gottes Heil hineingenommen werden: Rahab, Babel, Philistea und Tyrus samt Kusch – alles Feinde des Gottesvolkes«.¹⁴

Nicht nur, dass Frieden mit ihnen möglich ist, also friedliches Nebeneinander, nein! – Menschen aus feindlichen Ländern werden Jerusalem zugeordnet, weil sie Gott »kennen und ehren« (V. 4 GNB). Sie zählen zum großen, neuen Gottesvolk (das laut Offb 7,9 ein buntes Bild aus allen Völkern ist).

Die entscheidende Öffnung des Gottesvolkes für Menschen jedweder Herkunft ist gekoppelt an die Person des Messias – also, so verstehen Christen es, an Jesus Christus. Bereits das Alte Testament kündigt an verschiedenen Stellen (auch und gerade in den Psalmen; vgl. Ps 22,28; 47,9f.; 96,7f.; 98,2f.; 99,2f.; 117,1) an, dass Gott auch für andere Völker da sein möchte, dass Menschen ungeachtet ihrer Herkunft eingeladen sind, in Gottes Segensbereich zu kommen (Röm 15,9–12 bezieht sich explizit darauf! Vgl. auch Gal 3,26–29).

So kommen Menschen nichtjüdischer Herkunft erst ins Spiel! Eph 2,11–19 fasst diese umwälzende Veränderung prägnant zusammen: »Wie stand es denn früher um euch? Früher hattet ihr keinerlei Beziehung zu Christus. Ihr hattet keinen Zugang zum israelitischen Bürgerrecht und wart ausgeschlossen von den Bündnissen, die Gott mit seinem Volk eingegangen war; seine Zusagen galten ihnen und nicht euch. Euer Leben in dieser Welt war ein Leben ohne Hoffnung, ein Leben ohne Gott. Doch das alles ist durch Jesus Christus Vergangenheit. Weil Christus sein Blut für euch vergossen hat, seid ihr jetzt nicht mehr fern von Gott, sondern habt das Vorrecht, in seiner Nähe zu sein [...] Denn dank Jesus Christus haben wir alle – Juden wie Nichtjuden – durch ein und denselben Geist freien Zutritt zum Vater. Ihr seid jetzt also nicht länger Fremde ohne Bürgerrecht, sondern seid – zusammen mit allen anderen, die zu seinem heiligem Volk gehören – Bürger des Himmels; ihr gehört zu Gottes Haus, zu Gottes Familie« (NGÜ).

Dass Nichtjuden, sogar Israels Erbfeinde Mitbürger im neuen Gottesvolk werden, erforderte vom ursprünglichen Gottesvolk die Bereitschaft zum Umdenken. Das war für manche Juden gewöhnungsbedürftig (vgl. Apg 10,34f.; 15,7ff.; Eph 3,2–7). Aber auf lange Sicht überwog dann doch die Freude über die neue Gemeinsamkeit.

Aber warum sagt Gott zu all diesen Neubürgern: »Diese sind dort, in Zion, geboren«? Sie sind nicht nur eingebürgert in Gottes Volk, sie werden nicht nur nachträglich Teil des Gottesvolkes, sondern mehr als das: Alle, die an Gott glauben, werden voll und ganz integriert, ohne Abstriche, sie »gelten nicht (mehr) als Fremdlinge, auch nicht als Pilger bzw. als temporär oder auf Dauer Hinzugekommene, sondern als solche, die von

13 Schneider, S. 201.

14 Schneider, S. 202.

Anfang (Geburt) an da waren und damit in Jerusalem verwurzelt sind«.¹⁵

»In Jerusalem geboren« – dabei geht es natürlich um eine Geburt im übertragenen Sinne. Dahinter steckt folgende Logik: Die Bibel beschreibt einen grundlegenden, radikalen Neuanfang mit Gott als neue Geburt (vgl. Joh 3,2–8). Wenn ein Mensch sich eng an Gott bindet, verändert das alles, es beginnt gleichsam ein völlig neues Leben. Und ähnlich wie bei jeder natürlichen Geburt der Geburtsort eingetragen wird, damit klar ist, wo man herkommt, wo man hingehört, werden Christen durch eine Neugeburt, durch die Wiedergeburt eingegliedert in das Gottesvolk. Sie werden, zeigen die nächsten Verse, voll und ganz, ohne Abstriche »als ›Einheimisches‹, als Geborene und damit als Bürger der Gottesstadt registriert«.¹⁶

Verse 5–6: »Und von der Stadt Zion selbst wird man einst sagen: Ein Mensch nach dem anderen wurde dort geboren. Er, der Höchste, verleiht ihr sicheren Bestand. Wenn der Herr Menschen aus allen Völkern in sein Buch einträgt, wird er sagen: ›Diese wurden in Zion geboren.«

Vers 5 verdeutlicht, dass irgendwann einmal (aus heutiger Sicht: jetzt) nicht mehr die Herkunft entscheidend ist für die Zugehörigkeit zu Gottes Volk. Der individuelle Glaube führt dazu, dass Gott einen Menschen in die »Jerusalemener ›Bürgerliste‹«¹⁷ einträgt. Wer Christ wird, hat eine zweite Geburtsstadt – er hat Bürgerrecht und Heimatrecht in einer zweiten Mutterstadt.¹⁸ Franz Delitzsch gibt daher dem Psalm 87 prägnant die Überschrift: »Die Neugeburtstadt der Völker«!¹⁹ Jerusalem ist, so könnte man es noch treffender formulieren, die Neugeburtstadt aller Christen.

Die Verse 5 und 6 beschreiben eine »Volkszählung der Himmelsbürger«:²⁰ Gott registriert namentlich, wer sich zu ihm hält. Er hält amtlich fest, wer zu ihm gehört. Bereits das Alte Testament kennt das »Buch des Lebens« (2Mo 32,32; Ps 69,29; Dan 12,1; Jes 4,3; Mal 3,16), das Neue Testament führt diesen Gedanken fort (Lk 10,20; Phil 4,3; Offb 3,5; 17,8; 20,12–15).

Wenn du an Gott glaubst und dich zu ihm hältst, trägt er deinen Namen im Buch des Lebens ein, und hinter deinem Namen steht: »(wieder) geboren, Heimatrecht in Jerusalem«. Wenn du glaubst, bist du Teil des neuen, großen Gottesvolkes, Bürger von Gottes Lieblingsstadt.

Es gibt auch bei uns eingebürgerte Deutsche. Ein Kollege von mir hat »Midyat« als Geburtsort in seinem deutschen Pass stehen. Als er vor einigen Jahrzehnten eingebürgert wurde, wurde er mit allen Rechten und Pflichten Deutscher, er musste natürlich auch zur Bundeswehr wie damals jeder Deutsche. Im Ausweis bleibt trotzdem sein Geburtsort mit seiner türkischen Herkunft verzeichnet. Das lässt sich im Nachhinein ja nicht ändern! Gott aber geht mit uns noch einen Schritt weiter als das deutsche Einbürgerungsrecht. Gott betreibt in Bezug auf sein Volk nicht nur eine »Einwanderungspolitik«, die wenigstens im Alltag gar keinen Unterschied erkennen lässt; er legt auch Wert darauf, den Ursprung, die Herkunft des neuen Lebens klarzustellen.

Ich bin von Geburt aus Deutscher, im Siegerland geboren. Seit ich Christ bin, bin ich zusätzlich Jerusalemener. Hinter meinem Namen steht im Buch des Lebens: »in Zion geboren« oder »Dieser Mensch hat Heimat-



15 Weber, S. 100.

16 Weber, S. 100.

17 Weber, S. 99.

18 Delitzsch, S. 567.

19 Delitzsch, S. 564.

20 William MacDonald: *Kommentar zum Alten Testament*, Bielefeld 2005, S. 671.



recht in Zion« (V. 6 GNB). Der Hinweis auf das Christen geschenkte Heimatrecht drückt aus: Da gehören wir hin. Da haben wir unsere Wurzeln. Da kann mich niemand rauswerfen. Wir haben – sagt der Psalm 87 – volles Bürgerrecht in Jerusalem, weil da der Ursprung unseres neuen Lebens ist.

Für Christen ist natürlich – das muss man auseinanderhalten – nicht ausschließlich das irdische Jerusalem in Israel der geistliche Bezugspunkt, der Heimatort. Die christliche Tradition wendet den Psalm 87 in erster Linie auf das »himmlische Jerusalem«, auf die endzeitliche Gottesstadt an. Wenn man Hebr 12,22–24 liest, nimmt man deutliche Anklänge an den Grundgedanken von Ps 87 wahr: »Ihr seid [...] zum Berg Zion gekommen und zur Stadt des lebendigen Gottes. Diese Stadt ist das himmlische Jerusalem mit seinen vielen tausend Engeln. Ihr seid zu einer festlichen Versammlung gekommen, zur Gemeinde von Gottes erstgeborenen Söhnen und Töchtern, deren Namen im Himmel aufgeschrieben sind. Ihr seid zu Gott gekommen, der alle Menschen richtet [...]. Ihr seid zu Jesus gekommen, der als Mittler den neuen Bund in Kraft gesetzt hat ...« (GNB; vgl. auch Gal 4,21–31; Offb 3,12; 21,1–27).

Das Bild des Bürgerrechtes im himmlischen Jerusalem soll uns über den Bezug auf das irdische Jerusalem in seiner lange Zeit hervorgehobenen Rolle als Gottes Wohnsitz eine Vorstellung davon geben, wie es in Gottes Gegenwart, im Himmel, aussehen wird. Als Christen dürfen wir uns verortet wissen als vollwertige Bürger des himmlischen Jerusalem. Wir sollen Sehnsucht entwickeln, unsere wahre Heimat endlich kennenzulernen. Phil 3,20: Wir »sind Bürger des Himmels, und vom Himmel her erwarten wir auch unseren Retter, Jesus Christus, den Herrn« (NGÜ). Diese Aussicht soll uns hier auf der Erde, wo wir laut Hebr 13,14 keine »bleibende Stadt« haben, fröhlich stimmen.

Der letzte Vers drückt die Begeisterung aus, die Gläubige empfinden, wenn sie sich die Größe und Herrlichkeit ihrer himmlischen Heimat bewusst machen:

3. Jerusalem – unser Bezugspunkt

Vers 7: »Sie alle werden tanzen und singen: »Alle Quellen, von denen ich lebe, sind in dir!«

Zum Schluss beschreibt der Psalm ein geradezu paradiesisches Bild: Menschen aus allen Völkern tanzen gemeinsam – ausgelassen und fröhlich. Warum? Weil sie sich voll integriert wissen in Gottes Volk! Weil sie bei Gott ihre eigentliche Heimat gefunden haben!

Menschen verschiedenster Herkunft formulieren und feiern voller Freude ein persönliches Bekenntnis: »Alle meine Quellen sind in dir!« (V. 7 REÜ). Mit den »Quellen« ist der Herkunftsort gemeint; die »Lebensquelle« umschreibt sowohl den Ursprung einer Sache, also die Quelle, der das (neue) Leben entspringt, als auch die Quelle, aus der man dann auch dauerhaft Hoffnung, Freude und Kraft schöpfen kann (vgl. 5Mo 33,28).

An sich verfügt das irdische Jerusalem über wenig Wasser. Aber die endzeitliche Sicht des Alten Testaments spricht trotzdem oder gerade deswegen mehrfach bildhaft davon, dass gerade aus dem Tempel in Jerusalem eine Quelle entspringen wird, die sich zu einem gewaltigen Strom steigert und die Wüste grün werden lässt, sogar das Tote Meer in einen

Süßwassersee verwandelt (Hes 47,1–12; vgl. auch Ps 46,5; Jes 33,21–22; Joel 4,18; Sach 13,1; 14,8 und Offb 22,1–2).

Ohne Wasser ist Leben nicht möglich – und Gott ist der Spender des Lebens. Als Bürger des himmlischen Jerusalem können wir jetzt schon in Gottes Nähe leben. Wir können – das symbolisiert unaufhörlich fließendes Wasser (vgl. etwa Jes 12,3) – Gottes belebende Kraft erfahren! Das »neue Leben der Erlösten« erhält »Kraft und Antrieb« dadurch, dass sie »in der Stadt Gottes selbst leben dürfen.«²¹ Im umfassenden Sinn ist (das himmlische) Jerusalem daher der Bezugspunkt für alle Christen.

Die hier gepriesenen Jerusalemer Quellen stehen im übertragenen Sinn für uns Christen also »für die spirituelle Kraft, die von dem Inhalt der in Jerusalem verkündeten Botschaft gespeist wird«,²² also für den Geist der Urgemeinde, aber letztlich für nicht weniger als die eigentliche »Quelle des Lebens«, nämlich Gott (Ps 36,10).

Schluss

Ps 87 ist ein Lied für alle, die an Gott glauben – sie haben im (himmlischen) Jerusalem ihre wahre, ihre geistliche Heimat gefunden. Menschen aus aller Welt werden hier eingebürgert!

Uns Christen als »Spät-Geborene« des Gottesvolkes gibt Ps 87 sogar »ein Geburts- und Heimatrecht – nicht als Anspruch, sondern als Gottes-Zuspruch.«²³ Gott führt penibel Buch über alle Menschen, die zu ihm gehören. Wir stehen auf der Bürgerliste des himmlischen Jerusalem, wenn wir uns an Gott binden. Wir erhalten in Jesus Anschluss an die lange Geschichte Gottes mit den Menschen.

Ich wohne seit einiger Zeit in Ostwestfalen. Wer in Gütersloh wohnt und stolz darauf ist, hat häufig auf dem Auto einen grün-blauen Aufkleber: »Gütersloh – Hier komm ich wech«. »Hier komm ich wech« transportiert selbstbewusst folgende Botschaft: »Diese Stadt prägt mich, meine Sprache, meine Mentalität und meine Identität; da gehöre ich hin – darauf bin ich stolz.«

»Ich bin ein Jerusalemer« – das klingt dagegen noch etwas ungewohnt. Es stimmt aber. Warum hat eigentlich noch kein Devotionalienhändler neben den ganzen Fisch-Motiven entsprechende Aufkleber mit der Jerusalem-Silhouette im Angebot? »Ich bin ein Jerusalemer«, »Meine wahre Heimat« oder noch besser: »Jerusalem – Da gehör' ich hin!« – das wären doch Motive, denen Aufmerksamkeit sicher wäre.

Ps 87 regt uns zum Nachdenken an. Wo fühle ich mich wirklich zu Hause? Woraus definiert sich meine Identität? Als Kennedy sich 1963 als »Berliner« bezeichnete, war das Ausdruck seiner Solidarität mit der Stadt. Er wollte den unter starkem Druck stehenden Berlinern versichern, dass sie nicht allein sind.

Wenn wir heute den Grundgedanken aus Ps 87 aufgreifen und mit einem »Ich bin ein Jerusalemer« unsere Verbundenheit mit Gottes Stadt ausdrücken, ist das weniger ein Zuspruch für andere als ein Trost für uns. Es ist eine Erinnerung daran, wie eng Gott mit uns verbunden sein will. Wir sind eingebettet in sein Volk. Wir dürfen in Gottes Nähe wohnen. Und irgendwann kommen wir ganz nach Hause – zu ihm.

Ulrich Müller



21 Guthrie/Motyer, S. 612.

22 Oeming/Vette, S. 253.

23 Weber, S. 100.

Offenbarte Wahrheit – geistlich angewandt

Zitate aus Kellys »Betrachtungen über das Buch Hiob«

[Bei Bildad war die Überlieferung der Väter das Ende allen Widerspruchs (vgl. Hi 8,8–10).]

Auch in unserer Zeit finden wir etwas Ähnliches. Bei vielen Christen. Lehrt die Geschichte nicht, dass eine einseitige und übertriebene Bewunderung dessen, was »die Väter« gedacht und gelehrt haben, stets dem Werke Gottes im Wege gestanden hat? Wie viel Segen in unserem geistlichen Erbe auch liegen mag, allein aus Gottes Wort und durch das Wirklichen wahrer Gemeinschaft mit Ihm lernen wir die Wahrheit verstehen.

Gott will die Seelen manchmal zu einer bestimmten Zeit wieder aufalte, vergessene Wahrheiten aufmerksam machen. Er will andere Wahrheiten, die wohl bekannt sind, aber einseitig angewendet und zu stark auf die Spitze getrieben werden, ins rechte Licht rücken. Sein Geist ist fortwährend unter den Gläubigen wirksam. Aber dadurch, dass wir menschliche Äußerungen, wie schön sie auch sein mögen, zwischen den Gläubigen und Gottes Wort stellen, können wir der Wirksamkeit des Geistes nur im Wege stehen. (S. 43)

[Im Anschluss an die Beurteilung der ungerechten Anklagen der Freunde Hiobs wird eine allgemeinere Folgerung angefügt:]

Nichts ist gefährlicher, als nach dem Schein zu urteilen. Selbst wenn sich ernstere und begründetere Beschwerden erheben sollten, als die Freunde gegen Hiob vorbringen konnten, so darf von der Versammlung keine Zucht ausgeübt werden – und man sollte auch persönlich nicht urteilen –, solange Gott die Wahrheit nicht offenbar gemacht hat. Zu mancher Spaltung und persönlichen Entfremdung wäre es wohl nie gekommen, wenn dies mehr beachtet worden wäre. Und da wir in der Schrift ein Buch haben, das u. a. zum Ziele hat, uns vor derartigen Irrtümern zu bewahren, sind wir noch viel weniger zu entschuldigen als die Freunde Hiobs. (S. 55)

[Nicht nur sündige und feindliche Gedanken, sondern auch Unwissenheit in Bezug auf Gottes Wege brachte die Freunde zu ihrer lieblosen Haltung.]

Auch Gottesfürchtige können auf traurige Weise irreführt werden. Meist ist es dann eine oberflächliche Kenntnis von Gott oder vom Menschen, die auf einen Irrweg führt. *Die halbe Wahrheit ist äußerst gefährlich.* Eine *einseitige* Betrachtungsweise kann so verderblich sein. Wenn relative und nur für sich geltende Wahrheiten zu absoluten Grundsätzen gemacht werden und eine verstandesmäßige Auslegung daraus überdies noch die schärfsten Schlüsse zieht, wie viel Missverständnisse und ungeistliche Dogmatik ergibt sich dann! (S. 59)

Der Satan weiß nur zu gut, auf welche Weise er eine besondere Seite der Wahrheit in den Vordergrund stellen muss, um dadurch die Gläubigen irrezuführen. Er ist nicht nur unser Verkläger vor Gott (Offb 12,10), sondern auch der Betrüger, der Lügner von Anfang, der Vater der Lüge (Joh. 8,44). So wie er der Wolf in Schafskleidern ist, der Fürst der Finsternis, der als Engel des Lichts zu uns kommt, so ist er auch der Lügner in dem Kleide der [halben] Wahrheit (1Mo 3,5). Lasst uns vor ihm auf der Hut sein! Wir sind nicht zu entschuldigen, wenn wir durch ihn betrogen werden. (S. 60)

[An die Beschreibung der hartherzigen Rede Bildads wird die folgende Betrachtung angeknüpft:]

Wir werden nicht sagen dürfen, der Geist Bildads sei Kindern Gottes in dieser Zeit gänzlich unbekannt! Ist es nicht beschämend und sehr ernst, hier zu lernen, dass wir in unseren festesten Überzeugungen manchmal plötzlich irren können? Aber *wir sind für unsere Überzeugungen ebenso sehr verantwortlich wie für unsere Worte und Taten*. Der Einzige, der uns die rechten Gedanken, die reinen Gefühle geben kann, ist Derselbe, der auch Weisheit und Kraft verleihen will, sie in Taten umzusetzen. Es ist Gott Selbst. Wir sind gänzlich von Ihm abhängig, nicht allein in allen unseren Wegen, sondern auch in dem Bilden unserer Gedanken und Gefühle, auf dass diese in Übereinstimmung seien mit Seinem Geist. (S. 71f.)

Will man eine Meinungsverschiedenheit aus dem Wege schaffen, dann muss man damit beginnen, anzuerkennen, was an den Argumenten der Gegner wahr ist. Wer dies kann, zeigt deutlich, dass Gott ihm einen Sieg über sich selbst geschenkt hat. (S. 85)

[Nach der Herausstellung, dass wir für die Unterweisung durch Gottes Wort den Verstand gebrauchen müssen und uns nicht durch unser Gefühl leiten lassen dürfen, folgt die Belehrung:]

Aber was die Anwendung der Wahrheit in Fällen des täglichen Lebens auf uns selbst und noch mehr auf andere Gläubige betrifft, so ist dazu ein geistliches Leben in inniger, praktischer Gemeinschaft mit Gott nötig. Nur dann kann der Heilige Geist, der in uns wohnt, Seine gesegnete Wirksamkeit voll entfalten, und nur dann wird uns in jedem Falle aufs Neue von Gott das Licht geschenkt, um in diesem speziellen Falle zu handeln, zu urteilen, zu raten. (S. 125)

[Das, was die Freunde Hiobs sagten, war einerseits so wahr und andererseits so verkehrt.]

Abstrakte Wahrheiten ohne durch den Heiligen Geist geleitetes geistliches Leben sind immer eine Gefahr für die Gläubigen. Es wird manchmal mehr Schaden angerichtet durch eine verkehrt angewandte Wahrheit als durch eine Unrichtigkeit. Denn verkehrt angewandte Wahrheit gibt einem Irrtum einen gewissen Schein göttlicher Autorität. Wenn eine Torheit gelehrt wird oder etwas, das augenscheinlich falsch ist, wendet man sich ab, aber von der Wahrheit Gottes wird jeder Gläubige beeindruckt. Wird die Wahrheit also verkehrt gebraucht [wie hier, um jemanden (nämlich Hiob), der solch ein besonderer Gegenstand des Interesses Gottes war, moralisch zu vernichten], dann ist das etwas Schreckliches in Seinen Augen. (S. 156)

aus: William Kelly, *Gottes Hand im Leiden. Betrachtungen über das Buch Hiob*, Neustadt (Ernst Paulus) 1982

Erziehung (1)

Herausforderung in schweren Zeiten

Täglich, an vielen Schulen der Republik: ratlose Eltern – überforderte Lehrer. Oder präziser: Ratlose, verzweifelte Erziehungsberechtigte (weil immer weniger Schüler leibliche Eltern haben, die sich auch gemeinsam um die Kinder kümmern) erhoffen sich Hilfe bei denen, die sie für Experten in Erziehungsfragen halten – z. B. bei Lehrern. Dass sie dabei vielfach von unrealistischen Erwartungen geleitet werden, kann man bedauern, soll an dieser Stelle aber nicht näher erörtert werden. Hier geht es um die zunehmend feststellbare Überforderung der Eltern. Und diese Überforderung kann eine ganze Reihe von Ursachen haben.



Nun ist Erziehung ein wirklich schwieriges Unterfangen. Jeder, der sich mit ihr befasst, wird das bestätigen. Dabei hat es sogar den Anschein, als sei Erziehung im Laufe der Zeit immer schwerer geworden – aber das wird sich als Trugschluss herausstellen. Denn dann würde man im Umkehrschluss zu dem Ergebnis kommen, dass sie einmal ganz einfach, ja, kinderleicht war – und das war sie nie! Beredtes Zeugnis davon ist die Bibel, aber auch die säkulare Literatur verweist in ungezählten Beispielen auf das Phänomen, das vor fast zweieinhalbtausend Jahren der griechische Philosoph Demokrit¹ folgendermaßen auf den Punkt brachte: »Kinder aufzuziehen ist eine zweiseitige Angelegenheit: Geling es, so war es um den Preis ungeheurer Anstrengung und Sorge; misslang es, so ist der Schmerz darüber keinem anderen vergleichbar.«² Also: Erziehung war immer schon schwer – und sie ist heute jedenfalls nicht einfacher geworden, das zeigt die Realität!

Die Vielfalt einschlägiger Publikationen ist zwar nicht unbedingt ein Beweis für die Brisanz eines Phänomens (denn gerade auch auf dem Büchermarkt spielen wirtschaftliche Interessen die entscheidende Rolle), aber wenn man unvoreingenommen die Buchhandlungen durchstöbert und die Fülle der pädagogischen Ratgeber sieht, ist das mehr als auffällig. Da wundert's einen auf den ersten Blick, dass bei der geballten Kompetenz heutzutage überhaupt noch Erziehungsprobleme eine Rolle spielen. Auf den zweiten Blick allerdings wird man gerade dies als Indiz dafür werten.

Und in der Tat: Der zweite Blick wird offiziell durch das Statistische Bundesamt bestätigt. In seinen jährlich herausgegebenen »Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe« veröffentlichte es zuletzt den Jahresbericht für 2012.³

Danach hat die Inanspruchnahme von Erziehungsberatung in der Zeit von 1993 bis 2012 um 55 Prozent zugenommen. Wenn man die zahlreichen Tabellen untersucht, kann man Folgendes feststellen:

- Der Schwerpunkt der Inanspruchnahme von Erziehungsberatung liegt zwar bei den 3- bis unter 15-Jährigen, der Anteil der Kleinkinder (also der Kinder unter 3 Jahren) hat sich allerdings im genannten Zeitraum ebenfalls verdoppelt!

- Jungen stellen traditionell die größere Gruppe in der Erziehungsberatung. Der Anteil der Mädchen in der Beratung ist in den letzten Jahren jedoch kontinuierlich gestiegen.

- Bei nicht einmal jedem zweiten jungen Menschen, für den Beratung erfolgte, lebten 2012 seine Eltern zusammen. Bei der Mehrheit war der Elternteil alleinerziehend oder lebte mit einem neuen Partner zusammen.

Neben der referierten Erziehungsberatung, durch die etwa 307 000 junge Menschen betreut wurden, wurden noch weitere 232 000 Kinder und Jugendliche durch verschiedene andere Maßnahmen der Erziehungshilfe unterstützt. Und das sind nur die registrierten Fälle! Über die nicht-registrierten gibt es keine Statistiken, ihre Zahl lässt sich nur vermuten.



1 460–370 v. Chr.

2 Zitiert nach: www.aphorismen.de

3 Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2014, Artikelnummer 522510117005



Gründe

Gibt es plausible Gründe dafür, dass gerade heute Erziehung offenbar als besonders schwer empfunden oder konkret erlebt wird? Heute, wo doch alle erdenklichen Mittel und Medien bereitstehen, die als Garanten dafür auftreten, dass Erziehung gelingt. Es hat noch nie so viele »pädagogisch wertvolle« Angebote und Hilfsmittel gegeben wie heute. Und es hat auch noch nie so viele finanzkräftige Erziehungsberechtigte gegeben, die sich diese z. T. sehr unterschiedlichen, zuweilen gar kontroversen Angebote auch leisten können – und leisten.

Und gerade das scheint ein Grund für das beschriebene Dilemma zu sein: Orientierungslosigkeit und Verunsicherung. Noch bis in die 60er-Jahre des letzten Jahrhunderts gab es so etwas wie einen allgemeingültigen Wertekanon – christlicher Prägung. Nicht, dass es keine Probleme gegeben hätte – die gab es zuhauf; nicht, dass es nicht Menschen gegeben hätte, die gerade die christlich geprägten Werte wegen ihrer Prägung abgelehnt hätten – die gab es auch. Und dennoch: Gesamtgesellschaftlich gab es einen gewissen Konsens bezüglich dessen, was sich schickte, was erstrebenswert war, was als Erziehungsziel galt.

Ende der 60er-Jahre erlitt der Konsens eine Erschütterung, von der er sich bis heute nicht wieder erholt hat. Gewiss, die 68er konnten mit einem gewissen Recht darauf verweisen, dass die Nationalsozialisten gerade den Kadavergehorsam einer ganzen Generation für die eigenen Ziele

missbraucht und die ganze Welt in eine Katastrophe geführt hatten. Die Schlussfolgerung der 68er-Apologeten war so einfach wie radikal: Weil die bisherige Erziehung offenkundig zu Duckmäusertum, zu Anpassen und Erfüllungsgeliefen geführt habe, müsse die Erziehung ganz abgeschafft werden. Zumindest aber müsse sie radikal umgekehrt werden.

Nein, die Radikalität der 68er hat sich in Reinkultur in der Regel nicht durchgesetzt – aber der Geist war aus der Flasche, der Bazillus der »antiautoritären Erziehung« blieb seither virulent. Er infizierte Eltern und Lehrer, die zutiefst verunsichert waren. Die, weil sie die katastrophalen Ergebnisse des Dritten Reiches vor Augen hatten, den Erklärungsmustern der neuen Heilsbringer nicht viel entgegensetzen konnten – oder sich dazu nicht trauten –, ohne sich als Sympathisanten dieses verruchten Regimes in die rechte Ecke gestellt zu sehen. Dass dabei manchmal auch christliche Überzeugungen und Werte auf der Strecke blieben, ist zu bedauern, aber nicht wirklich verwunderlich.

Die Folgen dieses (Umerziehungs-)Prozesses erleben wir noch heute – und es ist noch nicht abzusehen, wann sie abgeschlossen sein werden. Denn das ist ja gerade das Fatale an der Pädagogik: Ihre Folgen und Konsequenzen werden oft erst Generationen später im ganzen Ausmaß erkennbar – und die Initiatoren und Verantwortlichen sind dann oft nicht mehr justiziabel. Letzteres wäre heute zwar theoretisch noch möglich, würde aber dadurch erschwert, dass viele der 68er-Apologeten –

dem »Marsch durch die Institutionen« folgend – heute an den Schaltstellen staatlicher Institutionen sitzen, hin und wieder an der Gesetzgebung beteiligt sind und manchmal eben auch Recht auslegen und sprechen.

Schule als Reparaturbetrieb?

Haben – unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Verunsicherung und Orientierungslosigkeit – dann nicht zumindest Schulen eine Chance? Können Schulen die Reparaturbetriebe für familiäre Fehlentwicklungen sein? Recht zutreffend spiegelt diese Frage das gesamte Dilemma der Pädagogik, und es ist nicht von ungefähr, dass diesem Dilemma seit Jahrzehnten massenmediales Interesse gilt. Seriös recherchiert werden die Medien zu dem Ergebnis kommen, dass Schule auch nicht annähernd in der Lage ist zu reparieren, was im Elternhaus verursacht oder versäumt wurde. Wie auch? Dazu müsste doch zumindest für die Institution Schule ein allgemein verbindlicher Wertekanon existieren. Und nicht nur existieren müsste er, seine Umsetzung müsste auch verbindlich vorgeschrieben und kontrolliert werden. Davon sind unsere Schulen (jedenfalls staatliche) weit entfernt.

Selbstverständlich ist es immer noch besser, wenn Kinder ihre Zeit im (relativ) geordneten Umfeld einer Schule als im Chaos selbstüberlassener Freizeit verbringen. Insofern kann man sogar der Forderung nach professioneller frühkindlicher Betreuung und dem Ausbau von Ganztagschulen Positives abgewinnen. Aber nur insofern. Der elterlichen Erziehung

ist im Prinzip immer der Vorzug zu geben, weil sie nicht wirklich zu ersetzen ist.⁴ Dass es Umstände gibt, die zu anderen Folgerungen führen, ist leider (und wird zunehmend) Realität – aber dadurch ändert sich nicht die prinzipielle Feststellung! Es mutet schon mehr als seltsam an, wenn unsere ehemalige Familienministerin Ursula von der Leyen, immerhin Mutter von sieben (!) Kindern, das Gegenteil behauptet und erklärt: »Ein Kind braucht nach dem ersten Lebensjahr mehr Anregungen und Impulse, als die Mutter allein ihm geben kann.« Da will offensichtlich ihre Kollegin Vera Reiß nicht nachstehen. Die rheinland-pfälzische Bildungsministerin jedenfalls sekundiert: »Keine Mutter kann ihrem Kind das bieten, was eine Krippe bietet.«

Ursache – Wirkung?

Da staunt nicht nur der bildungspolitische Laie, da staunen auch »normal« denkende Väter und Mütter. Aber: Wenn wir trotz aller ministerialen Äußerungen daran festhalten wollen, dass Erziehung zunächst und vornehmlich im Elternhaus erfolgt, wie sollte die dann aussehen? Gibt es Patentrezepte für erfolgreiches Erziehen? Gibt es zumindest eine eindeutige Wahrscheinlichkeit? Nein, es gibt in der Erziehung von Kindern keine allgemeingültigen Axiome nach dem Kausalitätsprinzip »wenn – dann«. Es gibt Söhne/Töchter, die die Verhaltensmuster ihrer Väter/Mütter nachahmen und sich genauso verhalten, wie diese sich verhalten haben – ob positiv oder negativ. Und es gibt Kinder, die genau das Gegenteil von dem



4 Was übrigens auch die Väter und Mütter des Grundgesetzes so gesehen und in § 6 GG eindeutig fixiert haben.



tun, was sie bei ihren Eltern gesehen hatten. Das lehrt uns nicht nur die eigene Erfahrung/Anschauung, das belegen auch zahlreiche Beispiele biblischer Lebensbilder, insbesondere die der alttestamentlichen Geschichtsbücher.

Dann also, so könnte man schlussfolgern, ist es letztlich doch ganz egal, wie ich mich verhalte, wie ich meine Kinder erziehe. Wenn ich das Ergebnis eh nicht beeinflussen kann, kann ich mich doch bequem zurücklehnen und mir die Mühe der Erziehung sparen. Eine solche Konsequenz wäre jedoch ein fataler Trugschluss.

Selbstverständlich spielen im Entwicklungsprozess eines Kindes vielfältige Faktoren eine Rolle, und diese Faktoren wirken im Laufe der Entwicklung mit unterschiedlicher Intensität. Auf viele Faktoren haben wir keinen oder nur geringen Einfluss, einige nehmen wir als Erziehungsfaktoren gar nicht wahr. Einige bedingen, verstärken oder neutralisieren sich gegenseitig. Über eines aber müssen sich Eltern und alle, die im Erziehungsprozess bewusst oder unbewusst eingebunden sind, im Klaren sein: Sie erziehen immer! Um es nochmals zu sagen: Immer, wenn wir mit Kindern zusammen sind, *geschieht* Erziehung. *Geschieht* deshalb, weil sie nicht immer aktiv und bewusst erfolgt, oftmals sogar passiv und eher unbewusst – aber sie geschieht. Das wird jedem einleuchten, der sich einmal das Gegenteil vorstellt, nämlich die Unmöglichkeit einer pädagogischen Zeitplanung im familiären Erziehungsprozess nach dem Motto: Ich erziehe meinen Sohn morgens von 8.00 bis 11.30 Uhr,

danach beschäftige ich mich mit meiner Hausarbeit, dann koche ich! Nein, Erziehung geschieht immer, ebenso wie unser Verhalten immer »vorbildlich« ist – ob es denn positiv oder negativ ist, sei dahingestellt, ein Vorbild ist es allemal. Und es nimmt Einfluss – zumindest auf den, der noch im Entwicklungsprozess steht!

Vorbild

Die Vorbildfunktion ist von nicht zu überschätzender Bedeutung im Erziehungsprozess, und innerhalb derselben kommt der Authentizität eine besondere Bedeutung zu. Diese Erkenntnis scheint auf den ersten Blick eine Binsenweisheit zu sein, und in der Tat: Sie ist es auch. Zumindest in der Theorie! In der Praxis sieht dies schon etwas anders aus. Wir sollten uns darüber im Klaren sein: Kinder sind äußerst empfindsame und kritische Beobachter. Sie wissen sehr genau einzuschätzen, ob die Erziehungsmaximen, die bei ihnen angelegt wurden, auch von denen realisiert werden, die auf penible Einhaltung bei den Kindern achten.

Natürlich gibt es Dinge, die Erwachsene tun können, Kindern aber verwehrt bleiben müssen. Das kann man Kindern auch erklären. Und sie werden verstehen, dass es z. B. gesetzliche Vorschriften gibt, die das Autofahren und das Rauchen in der Öffentlichkeit regeln. Darum geht es nicht. Es geht um die Verhaltensweisen, die wir uns als Erwachsene herausnehmen, aber ohne Not unseren Kindern verbieten. Regelungen, die ein Kind als Willkür empfinden muss – und die letztlich auch willkürlich sind. Willkür hat im Er-

ziehungsprozess allerdings absolut nichts verloren – wohl aber durch Liebe und Respekt getragenes Verhalten.

Liebe und Respekt

Dass Eltern ihre Kinder lieben, sollte so selbstverständlich sein, wie es natürlich ist. Und weil natürliche Elternliebe nicht an Bedingungen geknüpft ist, sollten sie ihre Kinder bedingungslos lieben. Dass es da zuweilen anders aussieht, ist zwar bedauerlich, aber leider Realität. Dabei erswert gerade die zu erfüllende Bedingung den Erziehungsprozess erheblich, weil das Kind die erwünschte Liebe nur als (verdiente) Reaktion auf wohlgefälliges Verhalten erfährt. Es fühlt sich nicht um seiner selbst willen geliebt, sondern einer erbrachten Leistung wegen. Und wenn ihm die Liebe entzogen wird, dann weil es die erwünschte Voraussetzung nicht erbracht hat. Auf diese Weise kann man vielleicht einen Hund erziehen, nicht aber Kinder.

Kinder sind einzigartige Geschenke Gottes und per se liebenswert. Das heißt natürlich nicht, dass alles, was Kinder tun oder lassen, ebenfalls gut und liebenswert ist. Aber – und das ist die eigentliche Schwierigkeit, vor der Eltern manchmal stehen: Wir müssen unterscheiden zwischen Kind und Verhalten, oder pathetischer formuliert: die Tat vom Täter trennen. Hier wird der Erziehungsprozess gleichzeitig zu einem Lernprozess für die Erwachsenen. Denn Kinder u. a. auch als (zunehmend) eigenständige Geschöpfe wahrzunehmen und ihre individuellen Bedürfnisse zu respektieren, das

will erst gelernt sein. Natürlich haben die Kinder nicht den »Weitblick«, den die Eltern haben, und sie überschauen oft nicht die Konsequenzen ihres Tuns oder Wollens. Natürlich haben die Eltern die Verantwortung und auch per se die Autorität, Dinge anzuordnen und durchzusetzen, Dinge zu verbieten oder zu erlauben. Aber Kinder in bestimmten Grenzen selbst entscheiden zu lassen (z. B. ob sie die Hausaufgaben vor oder nach dem Essen erledigen ...), hilft nicht nur dem Einüben von Selbstständigkeit und Selbstvertrauen, es fördert auch den gegenseitigen Respekt.

Übrigens: Die natürliche Autorität der Eltern wird nicht dadurch gefestigt, dass sie formal eingefordert wird. Sie wird aber nachhaltig beschädigt, wenn das Kind »fertiggemacht« oder gar vor anderen bloßgestellt wird. Zwei Todsünden im Erziehungsprozess!

Erziehung ist ein wahrhaft unerschöpfliches Feld. Auch die Bibel kennt dieses Thema. Sie gibt uns allerdings kein zusammengefasstes Erziehungsmodell, das wir zu jedem Problemfall befragen und in dem wir wie in einem Lexikon nachschlagen könnten, wenn es schwierig wird. Aber an zahlreichen Stellen werden sowohl eindeutig als auch verdeckt Prinzipien genannt, die man bei der Erziehung tunlichst beachten sollte. Und darum soll es im nächsten Heft gehen.

Horst von der Heyden



Auf den Treibstoff kommt es an ...

Über die Motivation unserer Kinder



Haben Sie schon einmal falsch getankt? Zum Beispiel Benzin statt Diesel – oder umgekehrt? Das war Ihnen sicher nicht egal, und Ihrem Auto auch nicht. Denn wenn Sie sich nicht darum kümmern, was Sie im Tank haben, werden Sie wohl kaum Ihr Ziel erreichen, und außerdem gibt es eine teure Reparatur. Ein empfindlicher Automotor wird nämlich durch den falschen Sprit ruiniert. Übrigens kommt das Wort »Sprit« vom lateinischen »spiritus«, was so viel wie »Geist« bedeutet!

Wichtig ist also der richtige Treibstoff. Das gilt nicht nur für Ihr Auto, sondern in übertragbarem Sinn auch für Ihr Kind: Von welchem »Geist« wird es angetrieben? Was motiviert Ihr Kind – zum Beispiel in der Schule? Diese Fragen sind berechtigt; denn die falsche Motivations-Mischung kann bei Ihrem Kind einen Schaden fürs ganze Leben anrichten.

Ein vereinfachtes Beispiel soll das deutlich machen: Ihre Tochter muss mittags die Hausaufgaben machen und versucht jeden Tag, sich davor zu drücken. Nur mit massiven Strafdrohungen wie mehrtägigem Fernsehverbot oder Hausarrest lässt sie sich dazu bewegen, mehr schlecht als recht ihre Pflichten zu erfüllen. Wenn diese Art der Motivation der Normalfall ist, wird Ihre Tochter auch später im Leben bei ihrer Arbeit nur Druck und kaum jemals Freude empfinden. Und selbst zu Gott entwickelt sie wahrscheinlich eine sehr zwiespältige Beziehung: Sie erlebt ihn eher als den strengen Vorgesetzten und nicht als liebenden Vater. Wenn es Ihnen dagegen gelingt, Ihrer Tochter vor allem Freude am Lernen, Liebe zur Lehrerin, Belohnung und Lob für gute Leistungen zu vermitteln, dann wird davon auch ihr späteres Arbeitsleben und ihr Gottesbild geprägt.

Dieses Beispiel deutet schon an, wie unterschiedlich die Motive sein können, die uns und unsere Kinder antreiben. Da sind einerseits die »**positivenutmacher**« wie

- Freude an der Sache
- Überzeugung
- Ehrgeiz
- Belohnung
- Erfolg
- Zufriedenheit
- Lob
- Liebe zu jemand

und auf der anderen Seite die »**dunklen Keulen**«:

- Strenge
- Drohung
- Angst vor Strafe oder vor nachteiligen Folgen
- seelischer Druck

Mittendrin liegen die »**neutralen Motive**«:

- Gehorsam
- Pflichtbewusstsein
- Tradition
- Erfüllung von Normen u. a.

Wie soll ich mich als Vater oder Mutter in dieser Vielfalt an »Werkzeugen« zurechtfinden? Was ist das Beste für mein Kind?

Der Alltag in der Kindererziehung und Kindermotivation sieht mit Sicherheit nicht so einfach aus wie das oben beschriebene Beispiel. Ohne Strenge und Konsequenz geht es meist nicht, das wird jeder Pädagoge bestätigen. Ganz entscheidend ist offensichtlich die richtige Mischung zur rechten Zeit – aber wie?

Vielleicht können wir für die richtige Motivation etwas von Gott selbst lernen, und zwar aus seinem Wort. Denn die Bibel gibt uns dazu einen ganz interessanten Hinweis. Im Neuen Testament kommt das griechische Wort für »strenges Zurechtweisen« (*noutheteo*) insgesamt 14-mal vor, das Wort für »ermuntern, ermutigen, trösten« (*parakaleo*) findet man etwa 140-mal – also ein Verhältnis von 1:10. Unser Vater im Himmel verzichtet nicht auf die strenge Zurechtweisung, aber 10-mal so oft tröstet und ermutigt er. Diese Ausgewogenheit, dieses Verhältnis kann ein göttliches Patentrezept für die Motivation unserer Kinder sein!

Und noch etwas sollten wir von unserem himmlischen Vater-Vorbild lernen: Alles, was Gott tut, tut er aus Liebe zu den Menschen, auch wenn es manchmal hart oder streng erscheint. Das göttliche Grundmotiv ist und bleibt die Liebe.

Wenn Sie Ihren Sohn oder Ihre Tochter also motivieren wollen und dazu die verschiedenen Werkzeuge benutzen (auch die Strenge, s. o.), dann lassen Sie sich immer von der Liebe zu Ihren Kindern leiten. Vor allem lassen Sie Ihre Kinder auch spüren, dass sie zu jeder Zeit geliebt sind, völlig unabhängig von Leistungen oder Fehlern. Diese Liebe zu den Kindern schützt uns als Väter oder Mütter ja auch nicht vor Fehlern bei der Erziehung und Motivation, aber die liebevolle Grundhaltung hilft uns ganz entscheidend im Umgang miteinander. Wenn gegenseitige Liebe und Wertschätzung den Alltag bestimmen, können wir uns viel leichter unsere Fehler verzeihen und bleiben dennoch – oder gerade deswegen – hoch motiviert, mutig nach vorn zu schauen.

Wenn Sie nun das nächste Mal tanken, dann fahren Sie an die richtige Zapfsäule und achten auf eine gute Treibstoff-Mischung! Und bitte nehmen Sie die Zapfpistole liebevoll in die Hand ...

Wolfgang Vreemann

Vorstaatliche Menschenrechte

(wie Meinungs-, Glaubens-, Religions-, Wissenschaftsfreiheit und natürliches Elternrecht)

– Positionierungen im Horizont des Grundgesetzes

Moderner Unterricht muss wissenschaftlichen Maßstäben entsprechen, der der gymnasialen Oberstufe hat sogar eine wissenschaftspropädeutische (in die Wissenschaft einführende) Zwecksetzung. Das jeweils umzusetzen, dabei das, was in der Gesellschaft kontrovers ist, auch im Unterricht als kontrovers aufscheinen zu lassen, ist Aufgabe der didaktisch und methodisch geschulten Lehrer und Lehrerinnen. Sie haben in ihrer Ausbildung gelernt, komplexe Sachverhalte zu vereinfachen, ohne sie zu verfälschen. Dabei wissen sie, dass in vielen Bereichen ihres Unterrichts das vorstaatliche Elternrecht, das das Grundgesetz respektiert (Artikel 6, Absatz 2; siehe Kasten auf Seite 29), berührt wird.

Eltern kennen dieses für sie wichtige Recht oft nicht wirklich. Bei Gesprächen zwischen Eltern und Lehrern über die Erziehungsvorstellungen der Erziehungsberechtigten und den schulischen Bildungsauftrag, dem vor allem die Lehrer und Lehrerinnen verpflichtet sind, stößt oft eine »wissenschaftliche« Position der Lehrer auf ein vorwissenschaftlich vorgebragtes, gelegentlich apodiktisch (keinen Widerspruch dulden) formuliertes Elternrecht: Oft steht »Wissenschaft« gegen »Bekenntnis«, es kommt seltener zu echten Gesprächen, die auf beiden Seiten das Wohl des Kindes im Auge haben.

Lehrer sind verpflichtet, den Eltern Rechenschaft über die Grundsätze, Zielsetzungen und Materi-

alien ihres Unterrichts zu geben, Eltern sollten den Lehrern ihre Erziehungsziele erklären. Dabei ist es in der Regel hilfreicher, wenn die Eltern nicht »wissenschaftlich« argumentieren, es sei denn, sie sind zugleich Fachleute.

Die fünf nachfolgenden Thesen sind als Entscheidungshilfe für bibelorientierte Eltern in den aktuellen schulpolitischen Auseinandersetzungen gedacht.

1. Wir respektieren und nutzen die vom Grundgesetz garantierte Freiheit von Forschung und Lehre, auch wenn wir wissen, dass Wissenschaft, recht verstanden, den jeweils letzten Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis abbildet, bevor dieser Stand durch eine neue Erkenntnis abgelöst wird. Wir wissen aber auch, dass etablierte Wissenschaft durch Mainstream-Denken und Zitierkartelle oft neue Erkenntnisse und deren Verbreitung verhindert und in vielen Fällen Sklavin des Zeitgeistes war und ist. Vor allem bei wissenschaftlichen Positionen, die den Menschen betreffen, ist oft eine interessen- und auftragsverhaftete Abhängigkeit der Forschungsergebnisse von ideologischen oder politischen Auftraggebern offenkundig.



Die Grundrechte

Artikel 5 GG

(Meinungsfreiheit)

1. Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.
2. Diese Rechte finden ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre.
3. Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.

Artikel 6 GG

(Ehe und Familie, nichteheliche Kinder)

1. Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung.
2. Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft.
3. Gegen den Willen der Erziehungsberechtigten dürfen Kinder nur auf Grund eines Gesetzes von der Familie getrennt werden, wenn die Erziehungsberechtigten versagen oder wenn die Kinder aus anderen Gründen zu verwahrlosen drohen.
4. Jede Mutter hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge der Gemeinschaft.
5. Den unehelichen Kindern sind durch die Gesetzgebung die gleichen Bedingungen für ihre leibliche und seelische Entwicklung und ihre Stellung in der Gesellschaft zu schaffen wie den ehelichen Kindern.

Artikel 7 GG

(Schulwesen)

1. Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates.
2. Die Erziehungsberechtigten haben das Recht, über die Teilnahme des Kindes am Religionsunterricht zu bestimmen.
3. Der Religionsunterricht ist in den öffentlichen Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien Schulen ordentliches Lehrfach. Unbeschadet des staatlichen Aufsichtsrechtes wird der Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften erteilt. Kein Lehrer darf gegen seinen Willen verpflichtet werden, Religionsunterricht zu erteilen.

Religiöse und ethisch-moralische Positionen in unserem Denken und Handeln sind begründbar ohne »wissenschaftliche Basis«, etwa transzendental z. B. in der persönlichen Anerkennung von und Verpflichtung gegenüber offenbarten Wahrheiten in Glaubenszeugnissen wie etwa der Bibel.

2. Wir respektieren und praktizieren daher Glaubens- und Religionsfreiheit als vorstaatliche Menschenrechte und kommen dabei zu theologischen Aussagen zum christlichen Menschenbild, zu Ehe, Familie, verschiedengeschlechtlicher Erziehung und Lebensführung.

Die so getroffenen Aussagen haben Angebotscharakter für alle Menschen. Wir können auf dieser Basis leben, dem Überleben der Menschen und ihrem Heil eine Perspektive geben, Glaubensgemeinschaften bilden und deren Mitglieder/Glieder unter den von ihnen freiwillig akzeptierten Anspruch dieser für ihr Leben und Handeln autoritativen Positionen stellen. Gemäß dem Grundgesetz hat der Staat diese vorstaatlichen Menschenrechte zu schützen. Verlässt er diese Verfassungsgrundlage oder zieht seinen staatlichen Schutz ab, so weisen wir ihn auf das Unrecht seines Tuns hin und sind bereit, Gott mehr zu gehorchen als Menschen. Dabei praktizieren wir Gewaltlosigkeit, auch wenn uns Gewalt begegnen sollte und der Staat sein Gewaltmonopol illegitim ausüben sollte.

3. Wir respektieren und praktizieren Meinungs- und Publikationsfreiheit für alle gewaltfreien

politischen, religiösen und weltanschaulichen Positionen. Als christliche Eltern erziehen wir unsere Kinder zur Ehrfurcht gegenüber Gott und Respekt und Gehorsam gegenüber Eltern und vertrauenswürdigen älteren Menschen. Wir sind dankbar, wenn unsere Kinder in der Schule ihren Glauben und ihre weltanschauliche Position bekennen dürfen, wie es die meisten Schulgesetze der Bundesrepublik vorsehen. Wir haben Hochachtung vor Lehrerinnen und Lehrern, die in religiös und kulturell heterogenen Lerngruppen bei dieser individuellen Ausgangslage der Kinder Lern- und Bildungsprozesse bei den jungen Menschen verantwortlich begleiten und fördern. Das elterliche Erziehungsrecht endet nicht am Schulhof – Eltern und Lehrer arbeiten dauerhaft zum Wohle des Kindes zusammen. Diese Dialogbereitschaft müssen viele christliche Eltern lernen; manche Lehrer müssen besser verstehen, was das vorstaatliche Erziehungsrecht der Eltern bedeutet.

4. Indem wir das vorstaatliche natürliche Elternrecht kennen und praktizieren, legen wir Wert darauf, dass die Lebensphase vor der staatlichen Schulpflicht frei von staatlicher und gesellschaftlicher Bevormundung bleibt. Genauso wie je nach familiärer Situation die Vorschulphase verantwortlich von Vater und/oder Mutter erzieherisch gestaltet werden kann, ist Kita je nach familiärer Situation eine Option – mehr nicht. Weil unsere Kinder nicht verwahrlosen sollen, sondern emotional gefestigte eigenständige Persönlichkei-

ten werden sollen, glauben wir, dass wir diese Entwicklung in den ersten Lebensjahren unserer Kinder möglichst lange selbst begleiten und verantworten sollten.

Mit der Schulpflicht kommt es zum Zusammenwirken der Eltern mit der Institution Schule, in deren Verlauf die Heranwachsenden ihren weiteren Lebens-, Glaubens- und Berufsweg immer mehr selbst bestimmen. Wir begleiten also das spannungsreiche Verhältnis von elterlicher Erziehung und schulischer Bildung und Erziehung mit einem fiduziarisch (d. h. stellvertretend, treuhänderisch) wahrgenommenen Elternrecht, das in dem Maße zurücktritt, wie der Heranwachsende urteilsfähig und eigenständig wird.

5. Wir hoffen und wünschen, dass der Staat in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Handeln diese Positionen als substanzielle Angebote für ein humanes, überlebensfähiges Gemeinwesen erkennt und ihre Vertreter und ihre vorstaatlichen Rechte schützt, selbst aber weltanschaulich neutraler Staat bleibt, der allein das Gewaltmonopol hat. Wir sind dankbar für die im Grundgesetz garantierten Menschenrechte, für die Gewaltenteilung und eine unabhängige Rechtsprechung. Die staatlichen Amtsträger, auch die Lehrerinnen und Lehrer unserer Kinder, und ihre nicht leichten Aufgaben bringen wir im Gebet vor Gott und erkennen dankbar alles Gute an, das sie bewirken.

Hartmut Kretzer

Im Glauben wachsen!



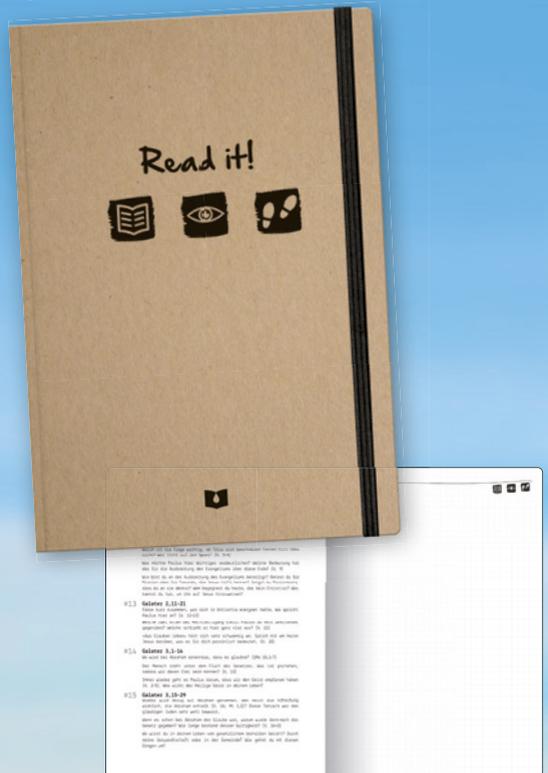
rigatio

Kurs- und Studienmaterial

Lothar Jung/Rebekka Dittus (Hrsg.)

Entdecke Schätze in der Bibel!

Read it! hilft dir beim Bibellesen, den Text des NT zu verstehen, ihn zu übertragen und für dich persönlich anzuwenden. Dazu gibt es genügend Platz für deine eigene Notizen.



Lothar Jung/Rebekka Dittus (Hrsg.)

Read it!

Softcover mit Gummiband und Lesebändchen,
224 Seiten, Format: 14,8 x 21 cm,
Best.-Nr. 682 018

EUR 8,95



Elizabeth George

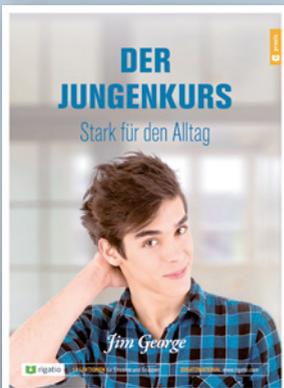
Der Mädchenkurs

Du triffst Entscheidungen in der Schule, zu Hause, beim Einkaufen ... Aber woran orientierst du dich? Woher weißt du, wie du's richtig machst?

Dieser Kurs hilft dir, Gottes Prinzipien in deinem Leben umzusetzen und so an Charakter und Persönlichkeit zu gewinnen.

Broschiert, 160 Seiten, Format: 20 x 27 cm
Best.-Nr. 682 017

EUR 10,95



Jim George

Der Jungenkurs

Dein Tag ist vollgepackt mit einer Menge Aufgaben und der Herausforderung, richtige Entscheidungen zu treffen. Aber wie macht man das?

Hier lernst du aus der Bibel Prinzipien kennen, mit denen du in allen Lebensbereichen Gottes Standards setzt und stark wirst.

Broschiert, 160 Seiten, Format: 20 x 27 cm
Best.-Nr. 682 016

EUR 10,95



rigatio Stiftung gGmbH
Carl-Benz-Straße 2 | 57299 Burbach | Deutschland



Das Leben ist zerbrechlich



In unserer Gemeinde gibt es drei Frauen mittleren Alters, die sich, nachdem sie alle drei erst einmal ihre eigenen Kinder aufgezogen haben, der Pflege und Erziehung von Kleinkindern widmen, die ihnen das Jugendamt anvertraut. Manchmal sind die Kinder erst ein oder zwei Wochen alt, manchmal einige Monate oder Jahre. Gemeinsam ist ihnen allen, dass ihnen – aus welchen Gründen auch immer – das schützende Umfeld der Familie abhanden gekommen ist.

Die Idee, Kleinkindern einen Familiensatz zu vermitteln, ist sicher das Beste, was dem Staat dazu eingefallen ist. Früher gab es in der Regel das Waisenhaus. Das war manchmal gut und sehr gut, manchmal aber auch ein einziger Horror. In diesen Zeiten waren es oft private Initiativen, die Großes und Vorbildhaftes zustande brachten, man denke nur an Georg Müller. Aber der »Bedarf« konnte dadurch meist nicht gedeckt werden. In den Zeiten davor gab es eigentlich nichts und niemanden, der sich der Kinder annahm, nur Tanten und Onkel, mitleidige Nachbarn oder Leute der Kirche. Ein Leben ohne Vater und Mutter ist leider auch heute noch das Schicksal vieler Kinder, zum Beispiel in Afrika und dem Nahen Osten.

Dass zu Kindern Eltern gehören, ist eigentlich selbstverständlich. In einer Gesellschaft des Säkularismus, wie man die moderne Gottlosigkeit in Deutschland beschreibt, ist das aber gar nicht mehr so.

Eltern sind notwendig. Ohne sie ist der neugeborene Mensch im Grunde todgeweiht. Wie soll er ohne sie leben bzw. überleben? Die Familie gehört zu den Fundamenten, die der Schöpfergott dem Menschen mitgegeben hat, damit dieser sein Leben würdig gestalten kann, eben »menschenwürdig«. Wächst das Neugeborene, das Kind nämlich heran, begegnen ihm vielerlei Gefahren, vor denen es die Familie zum Teil behüten kann. Es bekommt zu essen und zu trinken, wird vor Kälte und Hitze geschirmt, wird aber auch bei Krankheiten und Unfällen versorgt. Denn es kann ihm so viel »zustoßen«, Gutes und Schlimmes. Es ist eben nicht wirklich Herr über seine Lebensverhältnisse.

Alle Menschen bewegen sich nun einmal in bestimmten Lebenszusammenhängen, die sie nicht gemacht haben und über die sie nicht verfügen. Zufälle, große und kleine, beeinflussen das Leben jeden Tag. Es ist die *Kontingenz* historischer Ereignisse, wie man heute akademisch sagen würde. Diese Ereignisse nehmen manchmal kaum merklich, manchmal in katastrophaler Weise Einfluss auf unser Leben. Und weil uns die Zukunft verborgen ist, können wir auch nicht wissen, was für uns ein gutes oder ein schlechtes Ereignis ist. Die Bibel sagt einmal: »*Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes*« (Spr 16,25).

Das Leben steht dem Menschen also größtenteils nicht zur Verfügung, um es zu gestalten, sondern es

ist eher so, dass das Leben *ihm* zustößt. Es beginnt schon mit der Geburt, manifestiert sich in unserem Aussehen, in den Veranlagungen, die wir mitbekommen haben, in der Herkunft, der Lebenszeit, der Nation, der man angehört, und schließlich im Tod, den wir erleiden müssen. In allen Situationen sind wir in der Regel auch gestaltend tätig, das aber meist nur in geringem Maße.

Die Summe dessen ist: Das menschliche Leben ist geprägt von weitgehend unbeherrschbaren Ereignissen bis hin zum großen Zufall »Tod«. Er kann sich jeden Augenblick *ereignen* und »wir werden seiner nicht Herr«, auch wenn wir schön achtgeben am Zebrastreifen oder uns gesund ernähren. Unsere Planungen für den Tag, die Woche, können genau falsch sein. Die Zerbrechlichkeit unseres Lebens ist allgegenwärtig und unbeherrschbar. Wir verfügen nur ganz begrenzt, eher gar nicht, über alles Zukünftige, wie schon der fromme Andreas Gryphius (1616–1664) es formulierte:

Mein sind die Jahre nicht,
Die mir die Zeit genommen;
Mein sind die Jahre nicht,
Die etwa möchten kommen.

Wir können also das meiste in unserem Leben vielleicht nicht ungeschehen machen, wohl aber mildern, erträglich gestalten, sozusagen abfedern dank Wissenschaft und Technik. Doch abschaffen lässt es sich nicht. Schon eine Lesebrille zeigt uns täglich, dass wir unserer selbst nicht mächtig sind, sondern ein unzulängliches Mängelwesen bleiben, dessen Dasein sich auf schwankendem Boden ereignet.

Dieses Lebensgefühl vermittelt uns das Buch des Predigers: »*Eitelkeit der Eitelkeiten*«, »*Haschen nach Wind*« usw. angesichts einer Welt, die so ist, wie sie sich dem nüchternen (!) Betrachter darstellt. Werden wir von diesem Lebensgefühl geradezu beherrscht, kann es uns zur Verzweiflung treiben. Dem Vernehmen nach sind die Wartezimmer der Psychiater und verwandter Dienstleister gut gefüllt. Die Menschen sind umgetrieben von Sorgen und Furcht. Sie wissen: Es gibt »das Morgen«, aber sie wissen nicht, was es bringt. Da sollen ihnen die Psychodoktoren heraus helfen. Aber sie können es nur begrenzt, weil sie die Grundgegebenheiten des Menschenlebens nicht ver-

ändern können. Die Zerbrechlichkeit der Welt und damit auch des Menschen bleibt bestehen, und so tragen wir die Sorgen des Lebens weiterhin mit uns.

Die früh verstorbene Ingeborg Bachmann (1926–1973) hat das von Sorgen umstellte Leben des Menschen in eine nachdenkliche Beziehung zur modernen Welt gesetzt, die mit aller Kraft versucht, die Hinfälligkeit des Menschen zu leugnen.

Ingeborg Bachmann: »Reklame« [1956]

Wohin aber gehen wir
ohne sorge sei ohne sorge
wenn es dunkel und wenn es kalt wird
sei ohne sorge
aber
mit musik
was sollen wir tun
heiter und mit musik
und denken
heiter
angesichts eines Endes
mit musik
und wohin tragen wir
am besten
unsre Fragen und den Schauer aller Jahre
in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge
was aber geschieht
am besten
wenn Totenstille
eintritt

Der Schöpfergott hat den ersten Menschen schon einiges mitgegeben, um mit der Last des Lebens besser zurechtzukommen. Er gab ihm die Familie, gelebte Solidarität also, gelebte Liebe zueinander. Das wird schon im Alten Testament ausgedehnt auf andere Menschen, den Nachbarn, den Armen, den Fremdling. Beim Ausüben solcher Tugenden geht es auch nicht um die Frage nach der Wahrheit, sondern darum, was anderen hilft, ein würdiges Leben zu führen.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte entwickelten sich gute Traditionen, Konventionen oder Institutionen mit dem Ziel, die Zerbrechlichkeit des Lebens einzuschränken. Manchmal waren es Kleinigkeiten. Nicht Nachlese zu halten auf einem Feld war zum Beispiel eine solche Regel des Gesetzes (3Mo 23,22). Auch das Gebot, Sklaverei nicht lebenslänglich zu verhängen, die Einführung des Jubeljahres also, sollte helfen, die Härten des Lebens zu mildern (3Mo 25,39–43).

Was ein entwickelter Sozialstaat heute so alles leistet, können wir jeden Tag feststellen. Doch bleibt die Zerbrechlichkeit des Lebens allen Menschen erhalten, denn irgendetwas fehlt immer. Neue Bedürfnisse stellen sich neben die alten, und der Staat muss sich eher Sorgen machen, dass er sich finanziell nicht übernimmt. Die vielen gut gemeinten irdischen Maßnahmen zur Verteidigung des Lebens reichen nie aus. Immer wieder entstehen neue Bedürfnisse, Unsicherheiten, Risiken, die danach verlangen, um des Menschen willen kontrolliert zu werden. Neue Krankheiten entstehen, neue Leiden. Die Gefahren nehmen nicht ab.



Auch sind die »Reparaturen« des Staates kein wirklicher Ersatz des Verlorenen. Dem Menschen sind sie kein vollwertiger Ersatz, sondern eben nur Ersatz. Er muss sich mit den zweit- und drittbesten Lösungen zufriedengeben. Und er muss sich damit abfinden, dass keine irdische Maßnahme eine Antwort zu geben vermag auf die Frage nach den letzten Dingen, auf die Frage nach der ganz großen Zerbrechlichkeit, dem Tod.

Wir gleichen Wanderern, die sich an den Schönheiten des Erdenlebens wie an den wunderbaren Farben des Regenbogens erfreuen. Doch immer wieder werden wir uns bewusst, dass diese Schönheiten nur auf dunklem Wolkengrunde erscheinen. Am Ende der Novelle *Die Marquise von O.* von Heinrich von Kleist (1777–1811) kommt eine Frau, der viel Unglück und

Unrecht zugestoßen ist, dazu, allen zu vergeben, die sie verletzt haben. Sie tut es »um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen«.

Oft sind wir ja Täter mit allen Fasern unseres Lebens, wodurch wir auch schuldig werden. Oft aber sind wir auch Opfer, und manchmal ist die Grenzlinie zwischen Tätersein und Opfersein gar nicht leicht zu ziehen. Auch wir sollten deshalb »um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen« und um der Zerbrechlichkeit des Menschen willen mehr Mitgefühl haben, Mitleid mit unseren Nächsten, denen vielleicht ein Leben widerfährt, dessen Tiefen wir gar nicht kennen und deshalb auch meist nicht zu beurteilen vermögen. So haben wir oft allen Grund, in den Ruf einzustimmen, der da heißt: »Kyrie eleison« – Herr, erbarme dich!

Karl Otto Herhaus

Warren W. Wiersbe:

1x1 des Betens

Ausschöpfen, was drin ist

Dillenburg (CV) 2015

Pb., 154 Seiten

ISBN 978-3-86353-130-0

€ 8,90

Beten kann fast jeder. Das zeigen viele Beispiele in der Bibel. Manche Gebete kommen aber nicht an. Auch das machen etliche Beispiele in der Bibel deutlich, u. a. bei Kain und einigen Pharisäern. Und selbst die Jünger baten den Herrn: »Lehre uns beten« (Mt 6,5). Es kann daher immer wieder sinnvoll sein, ein Buch über das Beten zur Hand zu nehmen, z. B. den Klassiker von Ole Hallesby, das Buch von Benedikt Peters (vgl. Rezensionen auf www.jochenklein.de) oder aber das soeben neu erschienene von Warren W. Wiersbe.

Es ist in drei Hauptkapitel unterteilt, die die etwas gekünstelt klingenden und wenig aussagekräftigen Titel »Semester 1« bis »Semester 3« tragen, dann folgen noch »Examensvorbereitung« und »Studienabschluss im Fachbereich Gebet«. Im ersten Kapitel geht es um die Grundlagen des Gebets, im zweiten um die weiterführende »Gebetsschule« und im dritten mehr um praktische Fragen. Insgesamt wählt der Autor einen eher erzählenden, leicht verständlichen Stil mit etlichen aussagekräftigen praktischen Beispielen. Hin und wieder hat man allerdings den Eindruck, dass er um einer Pointe willen Opfer der eigenen Plauderei wird. Weiterhin sind in dem Buch auch hilfreiche theoretische Erörterungen zu finden.

Sollte ich eine Hierarchie der erwähnten Bücher aufstellen, würde ich wahrscheinlich die obige Rei-



henfolge wählen. Aber auch dieses Buch ist auf jeden Fall lesenswert und sein Inhalt sehr beachtenswert.

Jochen Klein

Eine Handlangerin Gottes

Als im Herbst das Obst reif an den Bäumen im Garten hing, hatte uns der Vater streng verboten, auf die Bäume zu klettern. Wir durften nur von den heruntergefallenen Früchten essen. Aber einmal hatte ich das Verbot doch übertreten und war heimlich auf einen Baum geklettert. Dabei zerriss ich mir unglücklich den Hosenboden.

Heimlich schlich ich mich mit einem bösen Gewissen nach Hause. Dabei drehte ich mich immer so geschickt, dass keiner den Schaden entdecken konnte. Nach dem Abendbrot ging ich in mein Zimmer, besah dort erst richtig voll Entsetzen die zerrissene Hose und legte sie zuunterst auf den Stuhl, alle anderen Kleidungsstücke geschickt darüber. Dann kniete ich am Bett nieder, um mein Abendgebet zu sprechen: »Lieber Gott, ich bin heute ungehorsam gewesen. Ver-

gib es mir doch und mach, dass morgen früh meine Hose wieder heil ist!«

In diesem Augenblick ging meine Mutter an der Kinderzimmertüre vorbei, blieb einen Augenblick stehen und hörte mein Gebet. Dann ging sie lächelnd weiter.

Dem Vater sagte sie nichts. Sie wollte eine Handlangerin Gottes sein. Als ich fest eingeschlafen war, nahm sie die zerrissene Hose und machte sie wieder heil. Dann legte sie die Hose so hin, wie sie unter dem Berg von Kleidern gelegen hatte.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mein erster Griff nach der Hose. Welch ein Wunder, die Hose war wieder in Ordnung! Ich weiß noch wie heute, dass dieses Erlebnis, wo Mutter ein Engel gewesen war, meinen Kinderglauben mächtig stärkte.

Friedrich von Bodelschwingh